Möllhausen

30423.

# Der Meerkönig.

Sechster Band.

# Der Meerkönig.

Eine Erzählung in drei Abtheilungen

von

**Balduin Möllhausen.**

Die Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Dritte Abtheilung:

## Auf heimatlicher Erde.

Sechster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

# Auf heimatlicher Erde.

# Inhaltsverzeichniß.

Seite


1. Auf heimatlicher Erde . . . . . . . . . . . . 9
2. Nach neun Jahren . . . . . . . . . . . . . 48
3. Zum Kampfe gerüstet . . . . . . . . . . . . 70
4. Ein wichtiger Auftrag . . . . . . . . . . . . 112
5. Das Verhör . . . . . . . . . . . . . . . . 136
6. Das Urtheil . . . . . . . . . . . . . . . . 163
7. Das Wiedersehen . . . . . . . . . . . . . 206
8. Schluß . . . . . . . . . . . . . . . . . . 227

## 1.
## Auf heimatlicher Erde.

Hatte Doctor Bergmann sich je in seinem Leben in einer fast jedes Maß übersteigenden Aufregung befunden, so war es an jenem Abende, nachdem sein Neffe ihn so schleunig aus dem Hause der Gräfin Renate fortgerufen hatte und er eine Viertelstunde später in seiner Studirstube mit dem Missionär Waller zusammentraf.

Der Missionär war bereits vor zwei Tagen in der Stadt angekommen und hatte mit Paul eine bescheidene Wohnung bezogen. Bekannte besaß er in der Stadt nicht, und da die triftigsten Gründe ihn bestimmten, mit seinen Nachforschungen nicht an einer Stelle zu beginnen, über welche er gerade vorzugsweise Erkundigungen einzuziehen wünschte, so betrachtete er es als

einen glücklichen Umstand, den Namen des Dorfes im Gedächtniß behalten zu haben, aus welchem die Geliebte seiner Jugend herstammte und wo, wenn der Tod oder andere Verhältnisse nicht störend dazwischen getreten waren, Mariens Bruder noch leben mußte.

Nähere Erkundigungen belehrten ihn, daß er sich in seinen Vermuthungen nicht täuschte: Mariens Bruder lebte wirklich noch. Er beschloß daher, bevor er vor die noch immer so innig verehrte Jugendgeliebte hintrat, sich bei jenem Auskunft über die Verhältnisse einer Familie zu verschaffen, die dem einfachen Büdner, wenn auch durch eine unübersteigliche, durch Geburt und Rang bedingte Kluft von ihm getrennt, nach seiner Ueberzeugung sehr nahe stehen mußte.

Auf diesem ersten Ausfluge hatte er Paul mitgenommen.

Einestheils wünschte er seinen Schützling, der auf beunruhigende Weise immer stiller und abgeschlossener geworden war, aufzuheitern, dann aber auch fühlte er selbst, seit er die heimatliche Erde betreten hatte, das Bedürfniß, sich mitzutheilen. Er scheute das Alleinsein wegen der auf ihn einstürmenden Gedanken; er fühlte, daß die langen Jahre der Trennung noch keinerlei

Veränderung in ihm bewirkt hatten, daß sein Herz noch immer mit demselben sehnenden Verlangen schlug, wie vor neun Jahren, er, wie damals, unter der Last der grausamen Nothwendigkeit: entsagen zu müssen, zagend und verzweifelnd zusammenzusinken drohte, wenn nicht eben das hingebendste Gottvertrauen ihn aufgerichtet und gehalten hätte.

Den Besuch bei Mariens Bruder betrachtete er gewissermaßen als den Prüfstein seiner Standhaftigkeit. Er sah voraus, daß er harte Kämpfe mit sich selbst zu bestehen haben würde, zu welchen er die Kraft von der erhebenden Ueberzeugung erwartete, daß er eine heilige Pflicht an seinem Schützlinge zu erfüllen habe.

Obwohl der Besuch zweier Fremden Reichart wie seine Frau in nicht geringem Grade überraschte, so erwiesen sie ihnen doch nach angestammtem Brauche die größte Gastfreundschaft, und gern erklärten sie sich bereit, über Alles Auskunft zu ertheilen, was nur im Bereiche ihres Wissens liege.

Befremdete es nun Reichart, einen ihm völlig Unbekannten sich mit so viel warmer Theilnahme nach dem Geschicke seiner Schwester erkundigen zu hören, so glaubte Waller wieder, seinen Ohren

nicht trauen zu dürfen, als er vernahm, daß Marie bereits seit neun Jahren als einfache Bäuerin unter dem heimatlichen Dache ihres Bruders gelebt und gewirkt habe.

Sein Erstaunen war in der That so groß, so überwältigend, daß er sich wie entkräftet niedersetzte und Reichart, sein Erbleichen bemerkend, ihn theilnehmend fragte, ob er sich unwohl fühle.

„Es ist nichts," hatte er darauf mit matter Stimme geantwortet, „eine vorübergehende Schwäche befiel mich; aber sagen Sie um Gottes willen, ist Ihre Schwester denn nicht verheirathet?"

„Verheirathet?" fragte Reichart befremdet, indem er Waller mit seltsam forschenden Blicken betrachtete. „Sie hat wohl Anträge genug gehabt, und zwar von manchem begüterten Manne unseres Standes; allein sie wies alle zurück. Das heißt, sie ist ein braves, ehrliches Mädchen, und das Leben in dem vornehmen Hause hat sie nicht etwa stolz oder hochmüthig gemacht, nein, gewiß nicht, sie würde sonst wahrhaftig nicht die Arbeiten einer gewöhnlichen Magd verrichtet haben; allein sie ist dennoch ein merkwürdiges Mädchen. Sie kann nicht vergessen, daß vor Jahren einmal ein braver Mann, ein Geistlicher,

um sie freite und sie dann auf geheimnißvolle Art verließ."

„Und sie gedenkt jenes Geistlichen noch immer?" fragte Waller kaum vernehmlich, indem er, wie ein Verzweifelnder, vor sich auf den Fußboden starrte.

„Ich weiß zwar nicht, ob es die Marie gutheißen würde, daß ich über Angelegenheiten, die sie selbst nie erwähnt, vor einem Fremden spreche; allein Sie haben ja keine unfreundlichen Absichten, und da kann ich wohl mit gutem Gewissen sagen, daß sie noch immer mit ganzer Seele an dem hängt, der sie doch eigentlich um ihr ganzes irdisches Glück brachte."

„Und sie flucht ihm nicht, daß er sich täuschen ließ, daß er so geringes Vertrauen in ihre Standhaftigkeit setzte?" fragte der Missionär unter der Wucht der gewaltig auf ihn einstürmenden Gedanken so klagend, so trostlos, daß Reichart sowohl wie die Bäuerin und Paul besorgt zu ihm hinüberschauten.

„Wenn Sie das für möglich halten, so kennen sie meine Schwester nicht," brachte Reichart endlich hervor. „Die Marie hat noch nie Jemandem geflucht, und was ihren treulosen Bräutigam anbetrifft, den segnet sie noch heute, und

sogar sterbend würde sie sein Andenken noch mit ihrem letzten Athemzuge segnen; ja, so sehr hat sie jenen jungen Geistlichen geliebt, und das ist jedenfalls mehr, als er verdiente."

„Jedenfalls mehr, als er verdiente," wiederholte der Missionär leise vor sich hin; „und dennoch, wie unendlich, wie heiß hat er sie geliebt und liebt er sie immer noch!"

„Wie meinen der Herr?" fragte Reichart ängstlich, indem er, gleich seiner Frau, die verwunderten Blicke bald auf dem stillen Meerkönig, bald auf Waller ruhen ließ.

„Nichts, nichts, lieber Freund," entgegnete Waller emporschreckend, als ob die wohlgemeinten Worte ihn harsch aus tiefem Traume wachgerufen hätten. „Ich wollte mir nur erlauben zu fragen, wo Ihre Schwester sich zur Zeit aufhält. Ich glaubte zu verstehen, sie lebe unter diesem Dache, und dennoch...."

„Der Herr meinen, sie zeige sich nicht?" fiel Reichart ein, sobald Waller in seiner Rede stockte. „Sie ist auch wirklich nicht zu Hause," fügte er hinzu, mit jedem Worte, welches er sprach, des Missionärs Spannung vergrößernd. „Sie befindet sich in der Stadt, um ein krankes Kind, unsere angenommene Tochter, zu pflegen,

und wird auch in den nächsten Wochen wohl dort bleiben. Sonst wohnt sie hier bei uns; jene Thür führt zu ihrem Kämmerchen; 's ist freilich einfacher, als sie es früher hatte, aber sie lebt doch im Ganzen recht zufrieden."

Der Missionär seufzte tief, als wenn die Kunde von Mariens Abwesenheit eine Beruhigung für ihn gewesen wäre. Er hätte aufjauchzen mögen vor Entzücken über das, was Reichart ihm mittheilte, während auf der andern Seite wieder der Gedanke, einst selbst die Veranlassung der neun lange, traurige Jahre dauernden Trennung gegeben zu haben, sich mit Centnerschwere auf seine Seele wälzte.

Er fühlte, es bedurfte für ihn gewissermaßen der Vorbereitung, dem treuen, durch seinen eigenen Mangel an Vertrauen so schwer gekränkten Wesen, dem Ideal seiner holden Jugendträume, in die Augen zu schauen.

Hätte er sie in Verhältnissen gefunden, wie er erwartet, so würden die Wunden seines Herzens wohl von Neuem geblutet haben, dagegen wäre er ohne Scheu und mit jener ruhigen Sicherheit vor sie hingetreten, die er sich während der langen Zeit seines an Beschwerden und Entbehrungen so reichen Lebens in der getreuen

Erfüllung seines frommen Berufes angeeignet hatte.

„Sie besitzen auch ein eigenes Töchterchen?" fragte er endlich zerstreut und mehr, um das Auffallende seines Wesens zu verbergen, als weil vielleicht die ihm zu seiner Zeit von Marie mitgetheilte Nachricht von der Geburt einer kleinen Nichte ihn so ernst beschäftigt hätte.

„Todt," versetzte Reichart schnell mit unterdrückter Stimme, Waller einen bezeichnenden Blick zuwerfend und zugleich auf die schwarzen Bänder an dem Häubchen seiner Frau deutend.

„Todt," wiederholte der Missionär sinnend, indem er die Hände faltete. „Welche Welt voll Kummer und Schmerz liegt in diesem einzigen Worte! Todt, eingegangen zur ewigen Ruhe, und über theuren, thränenbenetzten Gräbern entstehen süße, tröstende Bilder der Erinnerung, gewebt von einer bis in die Ewigkeit hineinreichenden heiligen Liebe! — Und Ihr Pflegetöchterchen?" fragte er darauf in seiner gütigen, theilnehmenden Weise.

Reichart und seine Frau schauten sich gegenseitig besorgt in die Augen, und dann betrachteten sie mit sichtbarer Neugierde zuerst Paul, worauf

sie sich, nicht ohne einen Anflug von Mißtrauen, dem Missionär wieder zuwendeten.

„Haben der Herr vielleicht irgend welche Geschäfte Betreffs unserer neuen Tochter?“ fragte Reichart dann zögernd.

„Nein, mein lieber Freund, das nicht, ich fragte nur, weil ich für Ihr ganzes Haus und Alle, die zu demselben gehören, eine aufrichtige Theilnahme empfinde. Die Gründe dafür sollen Ihnen nicht vorenthalten werden, nur eine kurze Zeit lassen Sie darüber hingehen — mag mir beschieden sein, was da wolle — ein Geheimniß soll es Ihnen nicht bleiben. Sie sagten, daß Ihre gute Schwester in der Stadt weile, um Ihre Tochter zu pflegen? Welchem Mißgeschicke ist es zuzuschreiben, daß das Kind gerade in der Stadt erkranken mußte?“

Reichart blickte bei der Erwähnung eines Geheimnisses starr auf Waller hin; eine Ahnung mochte in ihm aufsteigen, denn ein eigenthümlicher Ausdruck des Erstaunens prägte sich in seinen Zügen aus, worauf er wieder zweifelnd den Kopf schüttelte.

„Mit dem Kinde, Herr, das ist eine lange Geschichte,“ hob er endlich an, nachdem er, wie um sich zu ermuthigen, noch einmal recht tief

Athem geschöpft hatte, „aber ich erzähle sie lieber unter vier Augen,“ und mit dem Daumen über seine Schulter weisend, gab er Waller zu verstehen, daß er in Gegenwart seiner Frau nicht gern von Dingen spreche, durch welche sie so lebhaft an den Verlust ihrer Tochter erinnert werde.

So deutete Waller wenigstens die Geberde, und indem er sich erhob, fragte er Reichart, ob sie sich in Mariens Kämmerchen zurückziehen könnten.

Dieser ging darauf ein, und nachdem er seine Frau gebeten, sich des jungen Herrn anzunehmen und so gut, wie sie vermöge, ihn zu unterhalten, öffnete er die Kammerthür, dem Missionär höflich den Vortritt lassend.

Ein unnennbares Gefühl der Wehmuth erfüllte Waller, als er die Schwelle des einfach, fast ärmlich, jedoch äußerst sauber eingerichteten Kämmerchens überschritt und dann dicht bei der Thür stehen blieb.

„Also hier hat die gute, treue Marie so lange gewohnt, hier einsam ihren Schmerz ausgeweint und mit unwandelbarer Liebe dessen gedacht, der ihr Lebensglück vergällte und dennoch auch in der Ferne die ihr geschworene Treue

gewissenhaft bewahrte," sprach Waller leise, als ob er sich allein befunden hätte, und indem er seine Hände wie zum Gebet faltete, rannen helle Thränen über die vor der Zeit gefurchten Wangen.

„Neun Jahre hat sie hier gewohnt," bemerkte Reichart, den Missionär immer aufmerksamer beobachtend.

„Guter Gott," fuhr Waller in seinen Betrachtungen fort, und seine Stimme bebte vor tiefer innerer Bewegung, „Dein Wille war es, Dein Name sei gepriesen in alle Ewigkeit! Möge Dein Wille geschehen für und für, anbetend beuge ich mich vor Allem, was Du über Deinen Knecht beschlossen haben magst."

Dann, als wäre er durch diesen Ausbruch seiner Gefühle neu gestärkt worden, trat er dicht an das einfache Lager heran. Seine Blicke fielen auf den Kranz und das unter demselben befestigte und sorgfältig verhangene Bildchen.

Er zögerte; schnell sich aber fassend, schob er den Vorhang zur Seite.

Lange und innig schaute er auf die unscheinbare Silhouette hin; es war ja sein eigenes Portrait, welches er einst in einer glücklichen Stunde der holdselig erröthenden Geliebten darbrachte. Viele Jahre waren seitdem vorüber-

gerauscht, viele Jahre redlichen Strebens und bittern Kummers, und heute noch, wie damals, betrachtete sie die Züge, die sich ihrem Herzen so tief eingeprägt hatten, als ein Heiligthum, als ihren Trost in trüben, einsamen Stunden. Es konnte ja nicht anders sein, oder das Bildchen hätte sich nicht gerade an dieser Stelle befunden.

„O, wie oft, wie unzählige Male, des Morgens, wenn die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne in das Kämmerchen drangen, und des Abends, bevor die Hand sich nach dem Lämpchen ausstreckte, um es auszulöschen, mögen ihre treuen Augen auf der kleinen Reliquie, dem Erinnerungszeichen einer an süßen Hoffnungen so reichen Zeit, gehaftet haben!" seufzte Waller, während ein mit Wehmuth gemischtes Entzücken in seine Brust einzog und seine redlichen, wohlwollenden Augen sich wieder umflorten.

Waller sprach so leise, daß Reichart ihn nicht verstand, aber mehr und mehr befestigte sich in ihm die Vermuthung, daß sein Gast in Beziehung zu dem stehen müsse, welchen das schwarze, künstlich ausgeschnittene Profil darstellte.

Einer natürlichen Neugierde nachgebend, suchte er daher den Missionär auszuforschen; denn eine nähere Verwandtschaft zwischen der Sil-

houette und seinem Gaste hielt er nicht für denkbar, weil Erstere einen noch zu jugendlichen Ausdruck zeigte, in Letzterem dagegen er einen gereiften Mann vor sich sah, der nach seiner Ueberzeugung mindestens die Hälfte seines Lebens überschritten hatte.

Daß aber neun Jahre auf einen Menschen oft die Wirkung einer doppelten Anzahl haben, und sogar das Haar vor der Zeit bleichen können, das überlegte er bei seiner einfachen Anschauungsweise nicht.

„Der Herr kennen wohl den Mann?“ fragte er daher nach kurzem Sinnen.

„Ich kenne ihn, mein lieber Freund,“ antwortete Waller, ohne einen Blick von der Silhouette zu wenden.

„Sie haben wohl gar eine Botschaft von ihm an meine arme Schwester?“

„Auch eine Botschaft an die gute Marie habe ich.“

„Doch wohl keine traurige?“ fragte Reichart hastig, so daß Waller sich nach ihm umwendete und ihm mit einer gewissen Dankbarkeit die Hand drückte.

„So Gott will, eine gute,“ erwiderte er darauf.

Reichart schien indessen dadurch nicht ganz zufriedengestellt, die Antwort ihm nicht bestimmt genug gewesen zu sein.

„Lieber Herr,“ bat er freundlich, „ist es nicht eine freudige oder wenigstens eine gute Nachricht, so schweigen Sie lieber ganz. Die Marie, wenn sie auch nie klagte, hat schon mehr, als zu viel in ihrem Leben gelitten; selbst in der letzten Zeit noch ist es zuweilen recht hart bei uns hergegangen; warum also das arme Mädchen unnöthig martern, und gerade jetzt, da die Freude über das wiedergefundene Kind sie manches Andere vergessen läßt?“

„Hart ist es bei Ihnen hergegangen?“ fragte der Missionär erschreckt. „Und eines aufgefundenen Kindes erwähnen Sie?“

„Das ist ja eben die Geschichte, die ich Ihnen erzählen wollte,“ entgegnete Reichart gedrückt. „In der andern Stube durfte ich nicht davon sprechen, weil die Geschichte mit dem Tode meines eigenen Töchterchens beginnt und meine Frau den Kummer immer noch nicht überwinden kann. Auch würde ich überhaupt gezaudert haben, Ihnen Alles zu offenbaren, denn Sie sind ja ein Fremder; allein Sie zeigen so viel Freundschaft für meine Schwester, und da werde

ich es wohl verantworten können. Dann aber noch Eins, lieber Herr, Sie sind in Begleitung eines jungen Mannes gekommen, und der sieht so merkwürdig ernst und traurig aus und gleicht auf ein Haar dem kleinen Mädchen, welches wir im Schnee fanden und zu dessen Pflege sich meine Schwester nach der Stadt begeben hat. Ein liebes, gutes Kind, eine wahre Herzensfreude; aber sie sind schlecht mit ihm umgegangen, und deshalb ist es so schwer erkrankt. Mit Gottes Hülfe wird indessen der Herr Doctor Bergmann es gesund machen, und dann hole ich es wieder heraus; meine Frau bangt zu sehr nach dem kleinen Liebling; muß jedenfalls vornehmer Leute Kind sein, kann aber gewiß nirgends glücklicher werden, als hier auf dem Lande."

„Vornehmer Leute Kind und sieht meinem jungen Begleiter ähnlich?" fragte Waller, von dunkeln Ahnungen ergriffen.

„Wie ich Ihnen sage, lieber Herr," bekräftigte Reichart. Doch ehe er weiter zu sprechen vermochte, nöthigte Waller ihn, sich auf einen nahe stehenden Schemel niederzusetzen, während er selbst auf dem Rande von Mariens Bett Platz nahm.

„Seltsame Dinge sind es, die Sie da erwähnen," hob er darauf an, immer noch gegen die in seiner Brust gewaltig arbeitenden Ahnungen ankämpfend. „Aber bitte, liebster Freund, erzählen Sie mir Alles recht genau und ausführlich, es hängt vielleicht viel, sehr viel davon ab, daß Sie in Ihren Mittheilungen, um mir ein klares Bild zu verschaffen, nichts übersehen oder vergessen. Es wäre zu wunderbar," fügte er, wie zu sich selbst sprechend, hinzu; „ich möchte es bezweifeln, um nicht einen so schweren Stein auf manche Menschen werfen zu müssen, und dennoch vermag ich es nicht. O, was werde ich noch hören!"

Reichart hatte sich unterdessen gesammelt, und Waller's Mahnung eingedenk, begann er so umständlich zu erzählen, wie er nur immer glaubte, daß es jenem lieb und angenehm sein würde.

Waller hörte aufmerksam zu; das Haupt hatte er schwer auf seine Hände gestützt, als wäre er in tiefes Nachdenken versunken gewesen, und nur gelegentlich, wenn ein leiser Ausruf des Erstaunens seinen Lippen entschlüpfte, verrieth er, daß er mit regster Theilnahme und Spannung der Erzählung folgte und der Zusammen=

hang der verschiedenen Begebenheiten klarer vor seinem Geiste wurde.

Als Reichart geendigt, verharrte Waller noch eine Weile in der nachdenklichen Stellung. Erst als sein Gastfreund ihn aufforderte, in die andere Stube zu treten, schien er wieder zum Bewußtsein der Gegenwart zu gelangen.

„Also Doctor Bergmann behandelt das Kind?“ fragte er, des Büdners Aufforderung nicht beachtend.

„Ganz recht, der Herr Doctor Bergmann.“

„Er hat also freien Zutritt in dem Hause der Dame, in welchem sich Ihre Schwester und das Kind befinden?“

„Das versteht sich von selbst; außerdem soll er aber auch, wie ich durch meine Schwester erfuhr, eine Art Vormundschaft über die gute Gräfin in Händen halten.“

„Dann wissen Sie auch, wo der Doctor wohnt?“

„Ich sollte es wohl wissen, da ich erst heute in aller Frühe, um zuverlässige Nachrichten über unser Kind zu erhalten, bei ihm selbst vorsprach, bevor ich mich nach dem Hause der Gräfin begab.“

„Gut, gut, der Doctor ist der Erste, den ich sehen und sprechen muß. Sie werden mir da-

her seine Wohnung genau bezeichnen, damit ich mich von hier aus geraden Weges zu ihm begeben kann. Verlassen Sie sich darauf, Sie sollen Alles erfahren, was Ihren kleinen Liebling betrifft," fügte er hinzu, als er in Reichart's Gesicht einen ängstlich fragenden und zweifelnden Ausdruck gewahrte, „und vor einer neuen Trennung brauchen Sie nicht besorgt zu sein, gleichviel, ob meine Vermuthungen ihre Bestätigung finden oder nicht. Nur so viel sage ich Ihnen für heute," schloß er, indem er dem überraschten Reichart mit unendlichem Wohlwollen beide Hände drückte, „ein guter Gott hat über Ihrer friedlichen Hütte gewaltet, ein guter Gott meine Schritte, wie bisher überall, so auch über die Schwelle Ihres Hauses gelenkt."

„Und jetzt schon wollen Sie fort?" fragte Reichart mit sichtbarer Verwirrung. „Der Abend ist nahe, ich dachte, die Herren würden hier übernachten; Pferde und Wagen sind gut genug bei mir aufgehoben, und die Herren selbst finden gewiß im Dorfe ein erträgliches Unterkommen."

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundliche Einladung," versetzte der Missionär ablehnend, und zugleich bewegte er sich langsam der Thür zu. „Ich darf keine Minute zögern; ich

schwebe in einer tödtlichen Spannung, und wollte ich auch nicht an mich selbst denken und an das, was mein Herz so tief berührt, so habe ich doch Verpflichtungen, deren Erfüllung keinen Aufschub erleiden darf. Doch um Eines muß ich noch bitten," sagte er sodann, die Hand auf den Drücker der Thür gelegt, stehen bleibend, „was wir mit einander verhandelt haben, welche der Wahrheit sich nähernde Ahnungen sich Ihnen auch immer aufgedrungen haben mögen, Alles bleibt zwischen uns ein Geheimniß, bis ich selbst mit einer offenen Erklärung vor Sie hintrete."

Reichart legte zögernd, jedoch zustimmend seine Hand in die dargebotene des Missionärs, und gleich darauf traten sie in die Stube, in welcher Paul und die Bäuerin noch immer bei einander saßen.

Die gute Frau hatte es so eingerichtet, daß Paul sich etwas seitwärts von ihr befand, sie ihn also recht mit Muße betrachten konnte. Sie vermochte sich an dem jungen Manne, der sie so lebhaft an ihr neues Lieschen erinnerte, gar nicht satt zu sehen, und ihre freundlichen Gefühle für denselben gingen so weit, daß sie Alles, was ihr in ihrer kleinen Wirthschaft zu Gebote

stand, herbeiholte, um ihn zu erfrischen und zu kräftigen.

Paul nahm die ihm erzeigten Aufmerksamkeiten in der ihm eigenthümlichen stillen, freundlichen Weise entgegen; er ging sogar auf ein Gespräch mit der zutraulichen Frau ein, und mehrfach schlich sich ein dankbares Lächeln auf sein ernstes Gesicht, wenn er die absonderlichen Mittel bemerkte, welche die Bäuerin wählte, um ihm ihre wachsende Vorliebe zu beweisen. Dabei schüttelte die gute Frau häufig verwunderungsvoll den Kopf, und einmal berührte sie sogar verstohlen ihres jungen Gastes halblange Locken, um zu erfahren, ob dieselben eben so weich und seidenartig seien, wie die Lieschens.

Ihr einziger Verdruß war, daß er nur so wenig und dann in kurz abgebrochenen Sätzen sprach, denn sie lebte der festen Ueberzeugung, daß seine Stimme, wenn man dieselbe länger höre, eben so, wie die ihres abwesenden Lieblings klingen müsse.

Waller's Entschluß, sogleich aufzubrechen, war ihr daher höchst unwillkommen; sie hätte Paul gern noch länger bei sich behalten; außerdem war durch des Missionärs seltsames Wesen ihre Neugierde rege geworden, und für ihr Leben

gern hätte sie wissen mögen, was die beiden Fremden so unvermuthet in ihr Haus geführt.

Sie mußte sich indessen in den Willen der Männer fügen; um so größere Freude gewährte ihr dafür die warme Herzlichkeit, mit welcher Waller und sein junger Begleiter sich von ihr verabschiedeten, und daß schließlich Ersterer noch von baldigem, freudigem Wiedersehen sprach, als ob sich das ganz von selbst verstanden hätte.

Sie begleitete sie bis auf den Hof hinaus, wo ein Miethwagen bereit stand, und als derselbe in schnellem Trabe von einem Paar kundiger Pferde-Veteranen auf der Landstraße der Stadt zugezogen wurde, da schauten die Bäuerin sowohl wie Reichart ihm noch lange nach, als wenn sie durch das Verdeckleder hindurch hätten sehen und sich noch immer an dem Anblicke der beiden Fremden erfreuen können. —

Der Abend war schon vorgerückt, als Waller und Paul vor dem Hause des Doctors hielten und Waller sich hineinbegab, um den Doctor um eine Unterredung zu ersuchen oder sich wenigstens die Zeit bestimmen zu lassen, zu welcher er zu sprechen sei.

Enttäuscht durch die Abwesenheit des Arztes, war er eben im Begriff, sich zu entfernen, als

Heinrich Bergmann in der Thür des Sprechzimmers erschien und, den Missionär gewahrend, diesen sogleich höflich ersuchte, einzutreten.

Das freundliche Entgegenkommen des jungen Officiers und seine freimüthige, jedoch bescheidene Frage, ob er einen Auftrag an seinen Onkel übernehmen könne, gewannen ihm Waller's Zutrauen in so hohem Grade, daß dieser sich nicht scheute, ihm einige Andeutungen zu geben, weshalb er den Doctor nothwendig sprechen müsse.

Die Mittheilung, daß Letzterer sich zur Zeit im Hause der Gräfin Renate bei dem kranken Kinde, also auch in Mariens Gesellschaft befinde, veranlaßten ihn zu weiteren Eröffnungen, durch welche Heinrich in den Stand gesetzt wurde, die Botschaft an seinen Onkel so auszurichten, daß dieser wieder, vertraut wie er mit Mariens Geschichte war,, die beiden Freundinnen in seiner wunderlichen Weise vorzubereiten vermochte.

Heinrich wartete nach seiner Unterredung mit dem Missionär nur so lange, bis dieser seinen im Wagen zurückgebliebenen Schützling angewiesen hatte, nach ihrer Wohnung zu fahren und ihn in nächster Zeit nicht zu erwarten, worauf er sich in größter Eile nach dem Hause der jungen Gräfin begab. —

Eine Stunde war noch nicht verstrichen, als Waller eilige Schritte die Treppe heraufkommen hörte, und gleich darauf der Doctor, den Hut in grausamster Weise unter dem Arme zusammengeknittert, die Haarpyramide, dem Kamme eines bösen Cacadu's nicht unähnlich, nach vorn gesträubt, zu ihm hereinstürmte und ihn in herzlichster und etwas verwirrter Weise „zwischen seinen vier Pfählen" willkommen hieß.

Obwohl nicht leicht zwei Männer zu finden gewesen wären, die eine größere Verschiedenheit des Temperaments aufzuweisen gehabt hätten, als der ruhige, mit einer gewissen Sinnigkeit überlegende Missionär, und der leidenschaftliche, leicht enthusiasmirte Doctor, so genügte Beiden doch ein Blick in des Andern Augen, um sogleich instinctartig herauszufühlen, daß sie vollkommen zu einander paßten und sich über Alles, wenn auch erst nach kleinen, harmlosen Erörterungen, einigen würden.

So ereignete es sich denn auch, daß sie bald nach ihrem ersten Bekanntwerden auf dem Sopha nachbarlich neben einander saßen und der Doctor mit regster Aufmerksamkeit den Mittheilungen des Missionärs lauschte, die in flüchtigen Umrissen eine viele Jahre zurückliegende Vergangen-

heit berührten, ausführlicher seine Erlebnisse auf der Küste von Florida betrafen und endlich mit der Schilderung seines Besuches bei Reichart schlossen.

So lange hatte der Doctor mit den Aeußerungen seiner Gefühle an sich gehalten und nur hin und wieder einen unhörbaren Accord auf dem ihm zur Hand liegenden Lineal geblasen oder auch mit lautem Geräusch seine Tabaksdose geöffnet und wieder zugeschlagen.

Als Waller aber damit endigte, daß er in seiner schwierigen Lage keinen besseren Weg zur Erreichung des sich gesteckten Zieles habe finden können, als sich vertrauensvoll an ihn, den durch seine Menschenfreundlichkeit bekannten Doctor Bergmann zu wenden, da schnellte dieser wie eine Sprungfeder empor.

„Tausend Welt! Unerhört!" rief er aus; dann die eine Hand unter die Schöße seines Leibrocks schiebend, mit der andern dagegen die Haarpyramide höchst energisch durchpflügend, schritt er hastig zwei zirkelrunde Kreise ab, worauf er sich mit einer plötzlichen kurzen Wendung gerade vor den überrascht, aber wohlwollend zu ihm aufblickenden Missionär hinstellte.

„Unerhört!" rief er noch einmal aus, und

dann reichte er Waller die Hand. „Sie haben Recht; lassen wir zwar die ungerechtfertigten Complimente bei Seite, allein in diesem Falle hätten Sie sich wirklich an keine geeignetere Persönlichkeit wenden können, weil ich eben selbst schon bis zu einem gewissen Grade in die Geschichte verwickelt bin. Hm, was in meinen Kräften steht, das soll geschehen, um die Sache in's Klare zu bringen. Tausend Welt, es bleibt aber doch unerhört, undenkbar — und dann wieder dieses wunderbare Zusammentreffen!"

Hier beschrieb er einen neuen Kreis, wie um sein aufgeregtes Blut zu beruhigen, und dann fuhr er fort:

„Lieber Herr Waller, so wie Sie mich hier sehen, bin ich der ruhigste Mensch von der Welt, allein dergleichen kann die allerhimmlischste Ruhe und Geduld erschöpfen. Geschwister sind es — ich meine Ihren Meerkönig und unser Lieschen — das unterliegt gar keinem Zweifel, und zu ihrem Rechte sollen sie gelangen, so wahr ich der Doctor Bergmann bin! Unerhört! Solche Nichtswürdigkeiten, solche Niederträchtigkeiten, und die wollen noch großartig den edleren und besseren Theil der Bevölkerung bilden? Pfui! Hinter ihren Namen und ihr Geld verkriechen sie sich, um un=

gestraft Verbrechen auszuüben! Aber ich will sie an den Pranger stellen, ich will's ihnen heimgeben, diesem Auswurf der Hölle! Tausend Welt, warum muß es gerade Nacht sein! Aber es wird schon wieder Tag werden, und dann ist mein erster Gang zur Polizei, zum Criminalrichter und zu Galgen und Rad, wenn es darauf ankommt! Einen andern Zeugen, als Sie, gebrauchen wir nicht. Die Kinder sind da, und — o, es ist unerhört!"

Der Doctor hatte sich, trotz der großen Ruhe, deren er sich eben erst rühmte, in einen so hohen Grad von Zorn hineingeredet, daß er am liebsten sogleich zur Polizei geeilt wäre, um dieselbe in aller Form zur Beihülfe bei der Aufdeckung eines zum Nachtheile Anderer gesponnenen verderblichen Gewebes aufzufordern. Ein kurzer Kreislauf beruhigte ihn zwar einigermaßen wieder, doch auch nur insoweit, daß er Waller, der gegen ein solches Verfahren Einwendungen erhob, ohne ihn zu unterbrechen, anhörte.

„Auch ich war solchen Empfindungen unterworfen, als ich zum ersten Male einen Begriff von dem Umfange des mit so viel Berechnung eingefädelten Unrechtes erhielt," begann Waller mit zarter Schonung; „da mir indessen Zeit zum

Ueberlegen blieb, ich mithin das Für und Wider hinlänglich erwägen konnte, so gelangte ich allmählich zu dem Schlusse, daß mit der Herbeiziehung der Gerichte unseren Schützlingen wenig gedient sei..."

„Sie sind Geistlicher, es widerstrebt Ihnen daher jedes strenge Verfahren," polterte der Doctor heraus, „mit mir dagegen ist das ganz anders! Sind Sie aber ein Mann des Friedens, so bin ich ein Mann des Krieges, und nicht eher stecke ich das Schwert in die Scheide, als bis das Recht gesiegt hat! Sie dürfen nämlich nicht übersehen, daß es sich hier nicht um Mord und Diebstahl handelt, mein guter Herr, sondern um etwas viel Schlimmeres: um lange Jahre des Elends und des Kummers, und um das irdische Glück von Menschen, die, von dem lieben Gott für einander bestimmt, grausam auseinander gerissen und beinahe auf ewig getrennt wurden. Und das soll nicht sein. Sie, als Mann von Fach, müssen ja am besten wissen, daß der Mensch nicht trennen soll, was Gott zusammengefügt hat!"

Als der Doctor des Schwertes gedachte, ergriff er das auf dem Tische liegende Lineal, und nachdem er seine kriegerische Rede beendigt, führte

er im Davonschreiten das geduldige Holz an die Lippen, und wäre er im Stande gewesen, seine Gefühle in Töne zu kleiden, so würden diese gewiß wie das Donnern eines erzürnten Jupiters und die Posaunenstöße der Engel des jüngsten Gerichts geklungen haben.

Waller beobachtete den grimmigen alten Herrn, dessen redliches Herz sich in seinen Sonderbarkeiten nicht minder bekundete, als in seinen Worten, mit unbeschreiblichem Wohlwollen. Ein freundliches, fast neckisches Lächeln spielte auf seinem guten Antlitze, als er vernahm, wie der Doctor auf sein Verhältniß zu Marie hinwies, offenbar, um auch seine Entrüstung wachzurufen und ihn dazu zu bewegen, auf seine Seite zu treten und mit ihm vereinigt die energischsten Maßregeln zu ergreifen.

„Sie beziehen sich auf die unredlichen Mittel, deren man sich bediente, mich von dem edelsten und achtungswerthesten Mädchen zu trennen," begann er nach kurzem Nachdenken und sobald ihm der Doctor wieder zugänglich für mildernde Einsprache erschien.

„Ganz gewiß, Herr Waller, und ich glaube allen Grund und alles Recht zu haben, mich dar=

auf beziehen zu dürfen," unterbrach ihn der Doctor ungeduldig.

„Wem lieber, als Ihnen, möchte ich ein solches Recht einräumen?" fuhr Waller treuherzig fort. „Mir und gewiß nicht minder der armen Marie sind viele und namenlose Leiden aus jener gewaltsamen Trennung erwachsen, ich läugne es nicht; aber ist es Gottes Wille, daß wir dennoch einander angehören sollen, bietet uns dann nicht die lange und schwere Prüfungszeit die sicherste Gewähr für unser dauerndes Glück? Müssen wir uns nicht noch inniger zu einander hingezogen fühlen, nicht in der sich vor uns eröffnenden Zukunft einen reichen Ersatz für die überstandenen Jahre des Kummers finden? O, ein Tag des reinsten Glückes wiegt oft ein Menschenalter voll Trübsal auf!"

„Tausend Welt, Sie haben Recht, ja, Sie haben vollkommen Recht, mein bester Herr Waller!" entgegnete der Doctor, der den letzten Worten des Missionärs mit Andacht gelauscht hatte. „Ja, ja, vollkommen Recht, Tausend Welt! Ganz meine Meinung; im Glück vergessen wir gern die Zeiten des Kummers. Wenn Sie aber noch meinen, daß irgend Etwas zwischen Sie und die vortreffliche und dabei so bildschöne

Marie Reichart treten könnte, so irren Sie gewaltig. Sie heirathen Ihre Braut, so wahr ich Doctor Bergmann heiße, und ein großer Mangel an Gottvertrauen wäre es, dies auch nur einen Augenblick bezweifeln zu wollen! Ich bin sonst der ruhigste Mensch von der Welt, aber...."

Des Doctors Ruhe war wieder fort, er fuhr mit den gespreizten Fingern durch die Haarpyramide, und dann beschrieb er mit auf dem Rükken zusammengelegten Händen seinen gewöhnlichen Kreis.

Der Missionär blickte lächelnd vor sich nieder; ihm fiel es nicht auf, noch erschien es ihm seltsam, daß der Doctor mit einer solchen Entschiedenheit über Mariens Hand verfügte, was kaum einem andern Menschen in der Welt in den Sinn gekommen wäre. Im Gegentheil, es berührte ihn wie ein freundlicher, liebevoller Gruß; denn als der Doctor bereits einen zweiten Kreis abgeschritten hatte, war das roth durchschimmernde Blut noch nicht aus seinen Schläfen zurückgewichen, wohin es durch die Glück verheißende Erklärung unaufhaltsam getrieben worden war.

„Kommen wir auf unsere Schützlinge zurück,"

brach er das plötzlich eingetretene Schweigen, und auf seiner Stirn prägten sich wieder die ernsten Besorgnisse aus, die in jüngster Zeit mit seiner Seele gleichsam verwachsen waren. „Suchen wir Mittel und Wege zu ergründen, auf welchen wir mit so wenig, wie möglich Nachtheil auch für Andere den beiden muthmaßlichen Geschwistern zu ihrem Rechte verhelfen."

„Muthmaßliche Geschwister? Kein Nachtheil für Andere oder am Ende gar eine Dank-Adresse für ihre gewissenlose Handlungen?!" rief der Doctor entrüstet aus, zu jedem Worte mit dem Lineal auf der Tischdecke den Tact schlagend.

„Verzeihen Sie, mein theuerster Doctor," nahm Waller in seiner ruhigen, gewinnenden Weise das Wort, „ich wählte die Bezeichnung „muthmaßlich," weil um unser selbst willen vorher die Beweise herbeigeschafft werden müssen, ehe wir unsere Schützlinge als Geschwister anerkennen und uns als Vertreter ihrer Rechte aufwerfen...."

„Tausend Welt, sehr richtig, ganz richtig und wird durchaus nicht schwer halten — und was dann weiter?"

„Indem ich den Wunsch äußerte, den Urhe-

dern so vielen Unrechts möglichst wenig Nachtheil zu verursachen," fuhr Waller fort, „leitete mich nicht allein das Gebot, welches uns Schonung und Nachsicht gegen unsere Feinde lehrt, sondern ich behielt auch die Zukunft, die gesellschaftliche Stellung im Auge, welche ich unsere Schützlinge recht bald einnehmen sehen möchte. Der Name, der, so Gott will, in nächster Zeit auf sie übertragen wird, muß wenigstens ihretwegen rein von jedem entehrenden Makel bleiben, und das erreichen wir nicht, sobald wir unsere Zuflucht zu den Gerichten nehmen. Ist dem Gesetze erst eine Sache übergeben worden, so ist es auch heilige Pflicht des Gesetzes, dieselbe gewissenhaft zu Ende zu führen, gleichviel, wer durch den richterlichen Spruch vor seinen Mitmenschen gebrandmarkt wird. Vor dem Gesetze sind wir Alle gleich, ohne Rücksicht auf Geburt und Stand, es sei denn, der Name „Gesetz" würde zum bloßen Scheine herabgewürdigt und der Begriff „Gerechtigkeit" wäre nichts Anderes, als das Klingen eines tönenden Erzes. Wohl aber ist es gestattet, mit allen erlaubten Mitteln im Stillen zu wirken, hier, um schweres Unrecht zu sühnen, dort, um zu bessern und durch Ermahnungen und weise gewählte Drohungen auf

den Weg des Guten zurückzuführen. Ein solcher Fall liegt auch hier vor, und ich bezweifle kaum, daß wir in der vorgeschlagenen Weise mehr erreichen, als wenn wir den Namen, welchen unsere Schützlinge tragen sollen, rücksichtslos dem Hohne und dem Gespötte preisgeben."

Der Doctor, der so lange mit der größten Spannung Waller's Worten gelauscht hatte, wirbelte mit geübten Fingern die Haarpyramide empor, und dann beide Hände unterhalb der Schöße seines Rockes in einander legend, schritt er mit geneigtem Haupte in ungewöhnlich langsamem Tacte einen möglichst großen Kreis ab.

„Herr Waller," hob er an, sobald er wieder auf dem Punkte eingetroffen, von welchem er ausgegangen war, und in seiner Haltung prägte sich ein hoher Grad von Achtung aus, „ich glaube, ich bin — nun, ich brauche mich nicht zu schämen — ich meine, ich war ein Esel, was sonst nicht recht oft bei mir vorzukommen pflegt. O, recht gern geschehen, recht gern geschehen," fügte er mit einem gar heitern Blinzeln seiner freundlichen Augen hinzu, als der Missionär ihn mit einer beschönigenden Erklärung unterbrechen wollte; „um so verständiger und weiser sind Sie dafür in Ihrem Urtheile gewesen. Ich bin jetzt voll-

ständig Ihrer Meinung, habe meine Ansichten durchaus in Ihrem Sinne geändert, nur möchte ich mir die Frage erlauben, ob Sie hoffen, mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln durchzubringen? Vergessen Sie dabei aber nicht, daß ich Ihnen meine eigene Person so wie auch die meines Neffen — beiläufig bemerkt, eines vortrefflichen und sehr einsichtsvollen jungen Menschen — zur freien Verfügung stelle."

„Handeln wir vereint," versetzte der Missionär, indem er sich erhob und dem Doctor die Hand reichte, „handeln wir vereint und vor allen Dingen nicht übereilt. Ich selbst setze eine große Hoffnung auf das Erwachen verwandtschaftlicher Gefühle, und ein Segen wäre es für alle Theile, würden gerade diese die Ursache einer friedlichen Ausgleichung."

„Geben Sie darauf nichts, theuerster Freund," erwiderte der Doctor zweifelnd. „Zu vielfach habe ich erfahren, was verwandtschaftliche Liebe in solchen Kreisen bedeutet. Sie reicht leider oft nicht über den damit verbundenen Vortheil hinaus, und eine sogenannte Mesalliance ist nur zu häufig Ursache, daß die heiligsten Bande mit kaltem Blute unheilbar zerrissen und zerstört werden."

„Dann, ja, dann müßte ich allerdings zu einem letzten Mittel greifen, welches anzuwenden mir eben so schmerzlich wäre, wie es die betreffenden Personen schwer erschüttern würde.“

Der Doctor sah Waller fragend in die Augen.

„Heute nicht mehr, verehrtester Freund,“ hob dieser wieder an; „ich raubte Ihnen bereits zu viel von Ihrer Zeit und gewiß nothwendigen Ruhe. Der Morgen rückt heran, und ich will heimkehren. Ich fühle das Bedürfniß, die jüngsten Ereignisse noch einmal vor meinem Geiste vorüberziehen zu lassen; wenn Sie mir aber gestatten wollen, morgen....“

„Tausend Welt,“ fuhr der Doctor heftig empor, indem seine Gedanken sich plötzlich einem andern Gegenstande zuwendeten, „Sie erinnern mich da an Etwas, das Sie bis jetzt in Ihrer menschenfreundlichen Fürsorge für Andere ganz übersehen haben, ich meine Ihre Zusammenkunft mit Marie Reichart, der treuen und liebevollen Pflegerin meines kleinen Patienten! Jede weitere Minute Zögerung wäre ein Verbrechen an Ihnen Beiden, und da aus meines Neffen flüchtigen Berichten sich Manches errathen ließ, so bin so frei gewesen, die Zusammenkunft auf morgen, oder vielmehr heute in den Vor-

mittagsstunden festzustellen und gewissermaßen auch vorzubereiten; nur noch einer kurzen Benachrichtigung bedarf es; Sie sind doch damit einverstanden?"

Waller blickte eine Weile nachdenkend vor sich nieder; ihm war, als ob neue Lebenswärme ihn durchströmt hätte, denn indem ein glückliches, verjüngendes Lächeln sein Antlitz verschönte, drohte das Blut seine Schläfen zu zersprengen.

Dem Doctor entging die tiefe Bewegung seines neuen Freundes nicht, und eine milde Rührung zog bei deren Anblick in sein Herz ein. Er malte sich in Gedanken das Wiedersehen der beiden schwer geprüften Leute aus, die durch edle Eigenschaften Einer des Anderen so würdig und gerade durch eine gewisse Gleichheit der Gesinnungen so ganz für einander geschaffen waren. Er gab sich derartigen Betrachtungen in so hohem Grade hin, daß er sich mehrmals räuspern und sogar seine Brille abpoliren mußte, um nicht unmännlich weich zu erscheinen, und als auch dies nicht ausreichte, da griff er nach seinem Lineal, um durch einen stummen Accord seine Rührung zu verscheuchen.

Zierlich spitzten sich seine Lippen, kunstgerecht trillerten die Finger auf dem eingebildeten In=

strumente, die Haarpyramide nickte kühn nach vorn, die kleinen Augen blitzten vor innerer Befriedigung, und wie ein Hauch flüsterte es über das gefühllose Holz hin, wie ein Hauch, der weit über die Länge des Lineals hinausdrang.

Wenn aber in dem Gemache ein feierliches Schweigen herrschte, so vibrirten in der Brust der beiden braven Männer die süßesten Harmonien, welche durch das vorhergegangene Gespräch in's Leben gerufen worden waren. Unbewußt lauschten sie den Tönen, die für sie mit heiligem Klange das ganze Weltall erfüllten. Mit heiligem Klange, denn sie verherrlichten die wahren Tugenden, gleichviel, unter welchem Aeußeren sie still wirkten, hinter welchen Sonderbarkeiten sie sich schüchtern versteckten. Sie zeugten von gleichen Seelen, die, in den verschiedenartigsten Gestalten wohnend, sich dennoch zu finden wissen, und von aufrichtiger und uneigennütziger Freundschaft. Aber auch die jugendliche Erstlingsliebe priesen sie, und die holden Hoffnungen, welche einst das Herz erfüllten, und Beide durchbebte es wie ein süßer, schwindender Accord, oder wie das duftige Abendroth, dessen milder Glanz mit dem sanften Lichte des treuen Mondes verschmilzt und in

diesem fortlebt bis zum Erwachen eines neuen, sonnigen Morgens.

Der Doctor legte mit einem leichten Seufzer das Lineal zur Seite, und gleichzeitig schlug Waller seine Augen zu ihm empor.

„Weiß Marie um meine Anwesenheit?" fragte Letzterer schüchtern, fast ängstlich.

„Sie hat keine Ahnung von der Wahrheit," antwortete der Doctor lebhaft; „sie weiß nur, daß ich sie im Laufe des Vormittags abhole, um ihr wichtige Dinge mitzutheilen. Mehr konnte ich schlechterdings nicht sagen, indem ich selbst nicht mehr wußte."

„Ich füge mich dankbar in Ihre Anordnungen," versetzte Waller nach kurzem Sinnen. „Handeln Sie nach Ihrem besten Ermessen, und möge ein freundliches Geschick über Ihren Bemühungen walten."

„Es wird, Tausend Welt, es wird darüber walten!" rief der Doctor, in seinen gewöhnlichen Eifer verfallend, und dann begleitete er den Missionär bis auf die Straße, wo sie sich von einander trennten.

Jeder ging seines Weges; der Missionär nach seiner weit abwärts gelegenen Wohnung, der Doctor zurück in sein Sprechzimmer. Der

Morgen war nicht mehr fern, aber erst als der Tag wirklich zu grauen begann, senkte sich der Schlaf auf ihre Augenlider. Sie mußten Einer zu viel des Andern gedenken, und nicht oft genug konnten sie das Geschick preisen, welches sie, in der Verfolgung derselben Zwecke, zusammengeführt hatte.

## 2.
## Nach neun Jahren.

---

Doctor Bergmann, trotzdem er fast die ganze Nacht in Bewegung gewesen, hatte dennoch seine dringendsten Morgenbesuche zu der gewöhnlichen Stunde beendigt, und nachdem er sich noch einmal von Lieschen's Befinden und fortschreitender Besserung überzeugt, rollte er wohlgemuth in seinem Wagen in Mariens Begleitung seiner Wohnung zu.

Das Rasseln des Wagens ließ eine zusammenhängende Unterhaltung nicht aufkommen; außerdem lebte Marie in einer so besorgnißvollen, fast fieberhaften Spannung, daß sie dem Doctor nur kurz und zerstreut auf seine heiteren, fast neckischen Fragen zu antworten vermochte. Erst, als sie langsam die Treppe zu des Doctors

Wohnung erstiegen, wich des guten alten Herrn fröhliche Laune vor einer tiefernsten Stimmung. Es trat ihm nämlich die Wichtigkeit der nächsten Minuten vor die Seele, die über das Geschick zweier Menschen entscheiden sollten.

„Sie werden längst begriffen haben, meine theure Freundin,“ begann er, zu Marien gewendet, nachdem er mit ihr in sein Sprechzimmer eingetreten war und sie aufgefordert hatte, Platz zu nehmen, „Sie müssen sogar begriffen haben, daß nicht geringfügige Umstände mich veranlaßten, Sie gerade hierher zu führen. Fassen Sie sich, meine liebe Freundin,“ fuhr er mit väterlichem Wohlwollen fort, als er bemerkte, daß Marie erbleichte und ein leises Zittern ihre Gestalt durchlief, „fassen Sie sich, denn der Fassung bedürfen Sie für das, was Ihnen bevorsteht: selbst von beglückenden und lang ersehnten Ereignissen dürfen wir uns nicht schwach finden lassen. Denken Sie zurück in die Vergangenheit, mein liebes Kind, weit, weit zurück; vergegenwärtigen Sie sich beseligende Zeiten, goldene Tage; vergegenwärtigen Sie sich süße Hoffnungen und treue, geliebte Züge, und wenn das geschehen ist, dann, ja, dann sind Sie im Stande, das

entgegenzunehmen, was eine gütige Vorsehung Ihnen zugedacht hat."

„Nachricht von ihm," versetzte Marie mit ersterbender Stimme, und die letzte Probe von Farbe wich aus ihrem schönen, engelsanften Antlitze; „gewiß Nachricht von ihm," wiederholte sie noch leiser, indem sie flehentlich zu dem Doctor emporschaute, wie wohl ein Kind thut, wenn es aus des Vaters Munde ein entscheidendes Urtheil erwartet. Denn daß des Doctors Bekanntschaft mit ihren früheren Verhältnissen aus seinen Worten hervorleuchtete, befremdete sie nicht; es würde sie nicht befremdet haben, wenn der gütige alte Herr in seiner sonderbaren, Zutrauen erweckenden Weise plötzlich ihre ganze Lebensgeschichte von ihrer Geburt an erzählt hätte.

„Ja, Nachricht von ihm, mein liebes Kind," entgegnete der Doctor aufmunternd, „und zwar gute Nachrichten, die besten Nachrichten, Tausend Welt, Nachrichten, wie Sie dieselben nicht besser wünschen können."

„Gott sei Dank!" hauchte Marie vor sich hin, und indem sie die Hände faltete, breitete sich ein liebliches Roth über ihre vom Kummer nicht unberührt gebliebenen Züge aus.

„Gott sei Dank, sage ich mit Ihnen, meine

liebe Freundin," nahm der Doctor wieder das Wort; „aber Sie sind ein herziges, ein verständiges Mädchen, Sie werden mich begreifen, wenn ich abermals wiederhole, daß man auch bei den freudigsten Nachrichten und Ereignissen seine Fassung behalten muß...."

„Er lebt also und ist gesund?" unterbrach Marie den alten Herrn mit freudiger Spannung, denn die Bestätigung ihrer Frage war ja das Höchste, das sie zu hoffen wagte.

„Er lebt und ist gesund; aber warten Sie, mein liebes Kind, Sie müssen sich selbst überzeugen, ob ich zu viel sagte." Und bevor Marie des Doctors dunkel angedeutete Absicht errieth, verschwand er eilfertig durch die Thür.

Marie war auf ihrem Stuhle sitzen geblieben; des Doctors Worte hallten noch immer in ihrem Innern nach, und fest hafteten ihre Blicke auf der Thür, durch welche er sich entfernt hatte. Sie sehnte sich nach seiner Rückkehr, um endlich aus ihrer Spannung gerissen, über die erwähnte Nachricht aufgeklärt zu werden.

Minuten verrannen; da vernahm sie hastige Schritte im Nebengemach; die Thür öffnete sich leise, und vor ihr stand Waller, der Geliebte ihrer Jugend, der, dessen Bild seit ihrer ersten

Bekanntschaft mit ihm keinen Augenblick aus ihrem Herzen gewichen war, und von dem sie einst ihre ganze irdische Glückseligkeit erhoffte und erwartete.

In ihrer Erinnerung hatte er seither fortgelebt als der liebreiche, mit allen Vorzügen der Jugend geschmückte Freund ihrer Seele, als der treue Geistliche, der mit seinem ernsten Berufe einen gewissen Grad jugendlicher Schwärmerei verband. Nun aber sah sie ihn plötzlich vor sich auf einer Stufe des Lebens, auf welcher der Jugendmuth weit hinter eine durch bittere Erfahrungen gereifte, ruhige Ueberlegung zurückgewichen sein mußte; sie sah ihn vor sich als einen Mann, dessen Aeußeres nicht durch die Jahre, sondern mehr noch durch Beschwerden und Entbehrungen die frühere Frische verloren hatte; denn sein Haar war reich mit silberweißen Fäden durchzogen, die von den klimatischen Einflüssen gebräunten Wangen waren eingesunken, und manche Furche, die über die hohe Stirn hinlief, war unverkennbar ein Kind des Kummers, des verhaltenen Grams.

Bei dem ersten Blicke, welchen Marie auf Waller geworfen, zog sich ihr Herz vor tiefem Weh schmerzlich zusammen; es fehlte ihr die

Kraft, sich zu erheben. Doch nur wenige Secunden dauerte diese Betäubung; die wenigen Secunden genügten aber, ihr einen Begriff von Waller's Vergangenheit zu geben, ihr eine Ahnung zu verschaffen, wie viel, wie unendlich viel er gelitten hatte.

Was der Grund seiner Leiden gewesen, ob äußere Einflüsse oder Seelenqualen, das fragte sie nicht; sie sah nur die Veränderung in seiner äußeren Erscheinung, und das Herz hätte ihr vor Jammer brechen mögen.

Auch Waller war, nachdem er die Thür hinter sich herangezogen, wie gebannt auf derselben Stelle stehen geblieben, die wiedergefundene Geliebte mit Blicken betrachtend, in welchen sich seine ganze Herzensgüte, seine unerschütterliche Anhänglichkeit äußerte.

Sie hatte sich ja ebenfalls verändert, sehr verändert; aber ihre guten, treuen Augen waren dieselben geblieben, und mochten statt des städtischen Anzuges, in welchem Waller sie nur gesehen, einfache bäuerliche Kleider ihre schöne Gestalt umhüllen, mochten die Spuren vieler in Kummer durchwachten Nächte auf ihren mit mildem Roth angehauchten Wangen zurückgeblieben sein, als Waller sie so vor sich sitzen sah und die

treuen Gefühle, welche ihre Brust bewegten, aus ihren redlichen Augen herauslas, da drang ihm das Blut so warm, so belebend zum Herzen, wie damals, als sie, fast noch ein Kind, mit holdseligem Erröthen an seine Brust sank, er das süße Geständniß ihrer Gegenliebe von ihren Lippen küßte und das Versprechen ewiger Treue mit ihr austauschte.

Mehr als neun Jahre waren seitdem verstrichen, und Beide hatten sie ihr Versprechen gehalten. Es bedurfte bei ihnen keiner Betheuerungen, keiner Schwüre; was sie einander noch waren, das wußten sie, nur die Worte fehlten ihnen, um das auszudrücken, was sie empfanden.

„Marie!" sagte Waller in einem Tone, in welchem sich die tiefste Innigkeit seines Gemüthes aussprach.

Da löste sich die Erstarrung, welche sich beim ersten Anblicke um ihre Brust gelegt hatte, und Thräne auf Thräne entquoll ihren schönen, sanften Augen; zu erheben vermochte sie sich immer noch nicht.

„Marie, vergieb mir!" begann Waller von Neuem, ihr einen Schritt näher tretend; „ein

finsteres Geschick hat über uns gewaltet, aber Gott hat uns wieder zusammengeführt."

„Armer, armer Freund, wie mußt Du gelitten und gesorgt haben!" versetzte Marie unter Schluchzen, indem sie sich schnell erhob und, Waller ihre beiden Hände entgegenstreckend, auf ihn zu eilte.

„So verändert, daß Du mich fast nicht wiedererkannt hättest," bemerkte Waller mit freundlichem Lächeln, und seine Arme ausbreitend, schloß er Marie an seine Brust.

„Doch, doch, Du Guter, Du Theuerster, ich würde Dich wieder erkannt haben unter Tausenden; o, mein Herz würde Dich erkannt haben, wenn es den Augen nicht mehr möglich gewesen wäre!" Und so sprechend, küßte sie Waller heiß und innig, wie sie vormals gethan, und Thränen der Freude und der Wehmuth rannen, während sie sich gegenseitig mit stummem Entzücken in die Augen schauten.

Die Vielgeprüften, mit ihren noch immer kindlichen Herzen, sie forschten nicht nach der Ursache, in Folge deren sie einst von einander gerissen wurden. Kein Wort der Klage oder des Vorwurfs kam über ihre Lippen, kein Gedanke an die Urheber so vieler kummervollen

Jahre trübte bei ihnen die Freude des Wiedersehens. Sie hatten sich wiedergefunden, hielten sich in den Armen, für sie überreich genug, um alles vergangene Leid zu vergessen, die Hoffnung, die feste Zuversicht auf eine helle, glückliche Zukunft mit voller Kraft zu erwecken.

Und als das erste Entzücken in eine ruhigere Freude übergegangen war und sie wieder zusammenhängender zu denken vermochten, da sprachen sie, wie vor Zeiten, getrost, heiter und zufrieden von ihrer Vereinigung, die sie als noch in weiter Ferne liegend betrachteten. Aber sie haderten deshalb nicht mit dem Geschick, noch ließen sie sich zu Klagen und Trauer hinreißen. Im Vertrauen auf den Lenker aller Dinge ergaben sie sich geduldig in das Unabänderliche, gerade wie vor Zeiten und als ob die neun langen Jahre nicht zwischen dem Früher und dem Jetzt gelegen hätten.

Als sie dann endlich auch ihres gemeinsamen Freundes gedachten, des guten Doctors, der so viel Theilnahme für sie an den Tag gelegt und ernstlich darum gebeten hatte, sie unter seinem Dache zusammenführen zu dürfen, da war bereits eine Stunde verflossen. Sie selbst aber saßen neben einander und merkten nicht das Enteilen

der Zeit, noch wußten sie, daß der Doctor in die Nebenstube geschlichen war und von dort aus durch die Spalte der angelehnten Thür sie mit innigem Wohlgefallen betrachtete.

Der gute alte Herr war bereits wieder von einem kurzen Ausfluge zurückgekehrt; den Hut hatte er abgelegt, die Haarpyramide stolzer denn je emporgeschraubt, und den Stock hielt er so zwischen den Händen, als ob er ihn jeden Augenblick, gemäß seiner alten, trauten Gewohnheit, zum Musiciren hätte benutzen wollen.

Aber auch die Frau Doctor bemerkten sie nicht, wie dieselbe hinter ihrem Herrn Gemahl stand und ihm mit einer tiefen Rührung über die Schulter lugte, und die Frau Doctor war nicht nur eine exemplarische Frau, sondern sie besaß auch einen sehr scharfen Blick, denn sie brauchte die beiden Leute, die in ihres Gatten Sprechzimmer so traulich bei einander saßen, nur anzusehen, um sogleich zu wissen, daß dieselben im höchsten Grade die Theilnahme verdienten, welche sie ihnen unwillkürlich zollte.

„Ich muß zu meinem Lieschen,“ sagte Marie endlich, indem sie sich mit holder Verwirrung erhob; denn als ihre Blicke zufällig die Thür

streiften, hatte sie des Doctors freundliches Antlitz entdeckt, wie dasselbe ihr aufmunternd zunickte.

„Und ich muß zu meinem Paul," versetzte der Missionär, sich gleichfalls erhebend; „der arme junge Mann ist seit gestern sehr von mir vernachlässigt worden, und seit wir uns in der Heimat befinden, scheint er noch mehr, als sonst zur Schwermuth hinzuneigen; es gehört in der That die sorgfältigste Pflege dazu, um wieder die Heiterkeit des Gemüthes in ihm zu wecken."

In diesem Augenblicke öffnete der Doctor, der sich entdeckt sah, die Thür ganz. Waller's letzte Worte hatte er vernommen; er vermied daher, aus Rücksicht für Marie, deren Verhältniß zu dem Missionär zu berühren, und wendete sich sogleich an Waller.

„Ich kenne Ihren jungen Freund zwar noch nicht," hob er an, „allein ich finde es ganz natürlich, daß er sich hier nicht heimisch fühlt; wenn wir erst etwas Leben in die Sache gebracht haben, wird sich auch seine Heiterkeit wieder einstellen. Und Leben wollen wir bald genug hineinbringen, nachdem uns in — in Ihrer — ich wollte sagen...."

„Sprechen Sie es nur immer aus," fuhr Waller, des Doctors Rede aufnehmend, fort, in=

dem er Mariens Hand ergriff und sie mit edler Einfachheit der Gattin des Doctors vorstellte; „Marie Reichart ist meine vor Gott und den Menschen mir verlobte Braut, und was auch einst feindlich in unser Geschick eingegriffen haben mag, uns soll jetzt nichts mehr von einander trennen, als der Tod."

Schüchtern reichte Marie der ihr freundlich entgegenkommenden Dame des Hauses die Hand, und erst als diese sie mit sich fortführen wollte, wagte sie noch einmal die Bitte auszusprechen, zu dem kranken Lieschen zurückzukehren.

Sie sehnte sich nach ihrem Lieblinge, aber auch allein wünschte sie zu sein. Die jüngsten Erlebnisse waren zu gewaltig auf sie eingestürmt, als daß sie sich leicht und schnell in ihre neue Lage hätte finden können. Erschien es ihr doch wie ein Traum, daß die Hoffnungen, die sie einst als ihr Heiligstes hegte und pflegte, und die dann so grausam zerstört wurden, dennoch zu einer schönen Wirklichkeit werden sollten.

Der Missionär pflichtete ihr bei, und nachdem er mit ihr verabredet, sie in nächster Zeit im Hause der Gräfin aufsuchen zu wollen, begleiteten Alle sie auf die Straße hinaus, wo sie

dann eilfertig den Weg zu ihrem kranken Lies-chen einschlug.

„Theilen Sie der Gräfin Alles vertrauens-voll mit,“ flüsterte der Doctor ihr im Schei-den zu; „sie verdient nicht nur diese Rücksicht und das unbegrenzteste Vertrauen, sondern sie ist auch diejenige, auf die wir bei unserem weiteren Verfahren vorzugsweise rechnen dürfen. Aber hören Sie, meine liebe Tochter, unser Lieschen lassen wir ganz aus dem Spiele; das in der Ge-nesung begriffene Kind darf unter keiner Be-dingung aufgeregt werden.“

Marie entfernte sich mit einem glücklichen, zustimmenden Lächeln, worauf der Doctor den Missionär noch einmal in das Sprechzimmer zu-rückführte.

„Ehe wir uns trennen, mein theuerster Freund,“ hob er an, sobald er sich mit Waller allein sah, „müssen wir uns darüber verständigen, daß Kei-ner von uns handelt, ohne es vorher dem An-dern mitgetheilt zu haben. Ich bin sonst der ru-higste Mensch von der Welt, allein seit Sie mir den Kopf etwas gewaschen haben, bin ich noch ruhiger geworden. Die nächste Folge davon ist, daß in meinem Kopfe ein Plan im Entstehen, der, wenn mit gehöriger Umsicht ausgeführt, sei-

nen Zweck nicht verfehlen kann. Schnell läßt sich derselbe allerdings nicht ausführen, schon allein um unserer Schützlinge willen, wie Sie sehr zur rechten Zeit bemerkten; dafür aber trifft der Schlag um so sicherer. Unsere nächste Aufgabe muß also sein, Material zu sammeln, recht viel Material zu sammeln, je mehr, desto besser, und dies mit Ueberlegung zu ordnen. Tausend Welt, und Material steht uns zu Gebote, ich möchte sagen, auf allen Enden der Welt: erstens bei Ihnen und Ihrer lieben zukünftigen Lebensgefährtin, dann bei mir selbst und endlich auch noch in einem Schlupfwinkel, in welchem ich die frühere Haushälterin des alten Pfarrers untergebracht habe. O, das wird eine Scene werden, als wenn wir das jüngste Gericht heraufbeschworen hätten!" rief der Doctor enthusiastisch aus, und indem er zweimal hinter einander mit schnellen Schritten in der Stube herumlief, schraubte er bald mit der rechten, bald mit der linken Hand — der schlagendste Beweis für seine innere Befriedigung — die Haarpyramide empor, als hätte er sich in seiner erregten Stimmung darauf vorbereiten wollen, mit derselben Jemand zu durchbohren.

„Aber Schweigen, liebster Waller," bemerkte

er plötzlich, mit einer kurzen Wendung vor den Missionär hintretend, „tiefes Schweigen ist Hauptbedingung, undurchdringliches Geheimniß, Tausend Welt! Niemand darf ahnen, daß Sie hier sind und woher Sie kommen! Wie ein Blitz aus heiterem Himmel muß es auf sie niederfahren, unaufhaltsam, unwiderstehlich, so daß ihnen nicht Zeit bleibt, sich zu besinnen und auf andere verderbliche Ausflüchte zu denken! Habe ich Recht?"

„Nach meinem Urtheile haben Sie vollkommen Recht," versetzte Waller, ein wohlwollendes Lächeln über des alten Herrn Eifer nicht unterdrückend, denn im Grunde wiederholte der Doctor doch nur das, was er selbst in der vorhergehenden Nacht angerathen hatte; übrigens ist es keine schwere Aufgabe, sich in der großen Stadt jeder unwillkommenen Beobachtung zu entziehen, und ..."

„Und Ihr Paul Seekönig —" unterbrach ihn der Doctor lebhaft.

„Meerkönig," verbesserte Waller; „eigentlich hat er bis jetzt den Namen Seaking geführt, ich habe denselben aber verdeutscht und glaube Ihren Wünschen entgegenzukommen, wenn ich darauf bestehe, daß der junge Mann vorläufig diesen Namen behält."

„Richtig, richtig, Tausend Welt, bester Freund, Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde!" bekräftigte der Doctor, zuerst seine Hände hastig reibend und demnächst mit vielem Geräusche seine Zuflucht zu der Tabaksdose nehmend. „Seltsam, wie unsere Gedanken sich immer begegnen; aber darin liegt gerade der sicherste Beweis, daß wir in Allem den rechten Weg einschlagen."

„Indem ich meines Schützlings gedenke, fällt mir ein Umstand schwer auf die Seele," bemerkte Waller jetzt mit wehmüthigem Ausdrucke; „ich meine nämlich die tiefe Niedergeschlagenheit desselben, für die ich allerdings den ersten Grund kenne und die auch in einer Art von Heimweh neue Nahrung finden mag, die mich indessen doch sehr beunruhigt. In meiner Besorgniß habe ich mir daher schon die Frage aufgeworfen, ob es vielleicht heilsam wäre, wenn wir eine Zusammenkunft zwischen ihm und seiner jungen Schwester veranstalteten. Eine Täuschung über seine Herkunft ist ja kaum noch denkbar, und bei der Empfänglichkeit seines Gemüthes bezweifle ich nicht, daß eine neue Erschütterung..."

„Daß eine neue Erschütterung dem kleinen, zarten Mädchen entweder den Tod oder zum mindesten einen schweren Rückfall brächte!" pol=

terte Doctor Bergmann, im hastigen Davonschreiten seine Haarpyramide mit herausfordernder Geberde emporwirbelnd; „nein, nein, unter keinerlei Umständen darf ich dergleichen zugeben! Ich ehre und achte Ihre Beweggründe, mein bester Herr Waller, aber wie Sie ein Arzt der Seele sind, so bin ich ein Arzt des Körpers, und als solcher muß ich streng auf meinen Willen bestehen. Ist das Kind erst außer aller Gefahr und lassen es die Umstände dann wünschenswerth erscheinen, so habe ich nichts dagegen; bis dahin aber bin ich unerbittlich.“

Sobald der Doctor von seinem Berufe zu sprechen begonnen hatte, war er plötzlich ruhig geworden; er zeigte sich nur noch als Arzt. Sein lebhaftes, aufbrausendes Wesen war vor einer ernsten, fast feierlichen Würde gewichen, und wer ihn in diesem Augenblicke gesehen hätte, der würde leicht begriffen haben, daß ein mit so vielen Sonderbarkeiten ausgestatteter und zur Zerstreutheit hinneigender Mann sich einen so hohen Ruf als Arzt erwerben konnte.

Als der Doctor geendigt, seufzte Waller schmerzlich.

„Ich sehe ein, Sie haben Recht,“ sagte er trübe; „mir werden Sie indessen nicht verargen,

daß ich in meiner Besorgniß um meinen Schützling mich zu einem unbesonnenen Wunsche hinreißen ließ."

„Keineswegs verarge ich Ihnen das natürlichste Verlangen von der Welt," tröstete der Doctor; „und außerdem können wir ja die Zeit schon annähernd berechnen, bis zu welcher wir Ihren Wunsch mit ruhigem Gewissen verwirklichen dürfen. Uebrigens hoffe ich mit Bestimmtheit, daß Sie Ihren Paul Meerkönig in allernächster Zeit, vielleicht heute Abend schon, in meinem Hause einführen. Er hat dann immer freien Zutritt, und werden wir selbst durch dringende Geschäfte anderweitig gefesselt, so ist doch meine Frau da, um sich mit ihm in entsprechender Weise zu beschäftigen; und abgesehen davon, daß meine bessere Hälfte eine ganz exemplarische Frau ist, haben Frauen im Allgemeinen eine viel bessere Gabe, als wir Männer, tröstlich auf ein gedrücktes Gemüth einzuwirken."

„So sei es," entgegnete Waller aus überströmendem Herzen. „Ich danke Ihnen weder in meinem noch in Paul's Namen für Ihre Theilnahme und Güte; ich weiß, Sie finden Ihren Dank in dem Bewußtsein, anderen Men-

schen geholfen und Ihnen Gutes erwiesen zu haben..."

„Tausend Welt, Mann, was fällt Ihnen ein?" rief der Doctor lachend aus, indem er sich in die Brust warf und sein Scheitelhaar heftig emporzauste. „Was ich thue, thue ich zu meinem Vergnügen, Tausend Welt! Ein Mann, der so alt geworden ist, wie ich, hat doch wohl allmählich ein Recht gewonnen, ganz nach seinem Geschmacke leben zu dürfen. Und dann," fügte er, verschmitzt mit den Augen zwinkernd, hinzu, und zugleich trommelte er mit den Nägeln der rechten Hand einen lustigen Marsch auf dem Deckel seiner Tabaksdose, „und dann ist mir auch darum zu thun, der jungen Gräfin Renate Gelegenheit zu verschaffen, sich durch Gutesthun gleichsam immer mehr zu veredeln. Das Mädchen ist mir nämlich sehr an's Herz gewachsen — unter uns gesagt — ist gewissermaßen eine Art Vermächtniß von ihrer Mutter, einer der edelsten Frauen, die jemals die Erde trug; doch das sind alte Geschichten, die Mutter ruht längst im Grabe, und ihre Tochter ist ihr Ebenbild, und deshalb liebe ich das Mädchen und möchte es seiner Mutter noch ähnlicher machen."

Hier benutzte der Doctor sein Taschentuch

so geräuschvoll und heftig, daß ihm vor Anstrengung die hellen Thränen in die Augen traten, gerade, als ob ihm ein Körnchen Tabak in dieselben geflogen wäre.

„Ja, das sind alte Geschichten,“ fuhr er darauf wieder fort, nachdem er den erheuchelten Tabak mit vieler Mühe aus seinen Augen entfernt hatte, „und ich liebe es nicht, dieselben immer wieder aufzurühren. Aber auch meinem Neffen gönne ich die Freude, bei dem verwickelten Unternehmen mitzuwirken. Ist ein sehr brauchbarer und scharfsinniger Mensch und von einer Gefälligkeit, daß ich die größte Ursache habe, stolz auf ihn zu sein. Nur scheint es mir, als wenn der Schlingel zuweilen mehr an die junge Gräfin denkt — die, beiläufig bemerkt, aus alter Anhänglichkeit an mich ihn etwas bevorzugt — als an seinen Onkel und alle guten Thaten der Welt, und da der Junge ein Herz von Zunder hat, so müssen wir sehr behutsam zu vermeiden suchen, daß er ohne die dringendste Nothwendigkeit mit der Gräfin in Berührung gebracht wird. Nicht wahr, mein verehrtester Freund, ich darf darauf rechnen, daß in Ihrem Verkehr mit meinem Neffen Sie meine Wünsche berücksichtigen? Hat man doch schon

Beispiele erlebt, daß bei dem kräftigsten Manne eine Neigung tief genug wurzelte, um ihm später das ganze Dasein zu vergällen, und nicht alle in solcher Weise Heimgesuchten sind glücklich genug, in einer braven Frau ein kräftiges Heilmittel für ihren Herzenskummer zu finden."

Waller blickte dem Doctor eine Weile sinnend in die Augen. Der Ton, in welchem derselbe sprach, berührte sein Herz gar seltsam.

„Wie bei meinem armen Paul," sagte er wehmüthig, indem er seine Hand in die des Doctors legte.

„Gerade wie bei Ihrem Paul Meerkönig," wiederholte dieser ernst.

„Möge Gott Ihren Neffen vor ähnlichem Unglück bewahren," versetzte Waller feierlich, „Sie selbst aber vor dem Kummer, welchen Ihnen der Anblick eines hoffnungsvollen jungen Mannes bereiten müßte, der vor der Zeit seinen frischen, heitern Lebensmuth verlor!"

Die beiden Männer drückten, wie um das Bündniß, welches sie geschlossen, zu besiegeln, sich noch einmal gegenseitig die Hand, und mit dem Versprechen eines baldigen Wiedersehens schied der Missionär.

Seit seiner Zusammenkunft mit Marie war ein stiller, süßer Friede in seine Brust eingekehrt; die schweren Sorgen um die Wohlfahrt Anderer vermochte derselbe indessen nicht zu übertäuben.

---

## 3.
## Zum Kampfe gerüstet.

Wer in den nächsten Tagen nach des Meerkönigs Eintreffen in der Stadt Doctor Bergmann in seiner Häuslichkeit überrascht hätte, das heißt zu einer Zeit, in welcher er gerade nicht von Hülfe und Rath Suchenden in Anspruch genommen wurde, den würde es befremdet haben, den alten Herrn in noch größerer Aufregung, als gewöhnlich zu finden.

Bald waren es Conferenzen, die er mit Waller und seinem Neffen Heinrich abhielt und bei denen es äußerst lebhaft herging; bald hatte er dringend nothwendige Briefe zu schreiben; bald fuhr er zu der Frau Merle hinaus, und bald trieb es ihn wieder in wilder Hast zu der Gräfin Renate, eben so wohl um dieser die ge=

wünschten Berichte zu erstatten, als auch um mit Marie noch Mancherlei zu besprechen.

Aber auch nach dem Waisenhause begab er sich, um von dem über so ehrenwerthen Besuch tiefgerührten, biedern Herrn Seim, zu dessen geheimem Entsetzen, einzelne Umstände, unter welchen Lieschen einst in die Wohlthätigkeits-Anstalt aufgenommen worden war, sich immer wieder noch einmal recht genau und ausführlich schildern zu lassen.

Bei Letzterem gebrauchte er indessen die Vorsicht, trotz der höchst bescheidenen, fast in ein kindlich tändelndes Gewand gehüllten Kreuz- und Querfragen, mittels deren der rechtschaffene Vorsteher seinen versteckten Absichten auf den Grund zu kommen suchte, über Lieschen's gegenwärtige Lage kein Wort zu verlieren. Freilich konnte er nicht verhindern, daß Herr Seim, von den unheimlichsten Gefühlen beschlichen, zu dem Grafen Hannibal eilte und diesem seine schwarzen Befürchtungen mittheilte; eben so wenig, daß dieser wieder seine Schwester darauf aufmerksam machte, daß wahrscheinlich irgend ein Ungewitter gegen sie im Anzuge sei; doch so lange die Geschwister keinen klaren Begriff von dem drohenden Ungewitter hatten, war noch nichts versehen;

im Gegentheil, es ließ sich erwarten, daß die sie unablässig folternde Ungewißheit sie allmählich fügsamer und in der entscheidenden Stunde auch geneigter machen würde, von zwei Uebeln das kleinste zu wählen und dankbar auf einen Vergleich einzugehen, bei welchem sie wenigstens die öffentliche Schande vermieden.

So dachte der Doctor; denn er hatte einen umfassenden Plan entworfen, einen Plan, der eines großen Feldherrn würdig gewesen wäre, und es gehörte eben eine gewisse Doppelnatur dazu, wie er sie besaß, daß er nicht gänzlich in der außerordentlichen und so verwickelten Angelegenheit aufging und darüber die Pflichten seines Berufes vernachlässigte.

Er beschränkte sich nämlich nicht darauf, sich genau über Alles zu belehren, was auch nur entfernt in Beziehung zu seinen Schützlingen gebracht werden konnte, sondern er hatte auch eine Sammlung von Acten angelegt, die, theils von ihm selbst, theils von Waller und Heinrich, aber stets unter seiner Leitung vervollständigt, was die Ausführlichkeit anbetraf, einem altgedienten Actuarius zur Ehre gereicht haben würde.

Er hatte also ein systematisches Verfahren

eingeschlagen, um sich bei der Krisis, wie er sich ausdrückte, nicht unvorbereitet finden zu lassen.

Das Einzige, was er in seinem Eifer vergaß, mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit zu beobachten und wofür seine Haarpyramide nicht wenig leiden mußte, war sein Neffe, den er mit Aufträgen hierhin und dorthin schickte und — ehe er sich dessen versah — sogar die Schwelle von Renatens Wohnung überschreiten ließ.

Zu seinem noch größeren Aerger hatte Heinrich sich bei solchen Gelegenheiten der liebenswürdigsten Aufnahme zu erfreuen gehabt, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, entdeckte er einmal, als er gerade beschwor, Renate habe nur aus treuer Anhänglichkeit an ihn selbst Nachsicht und Geduld mit seinem Brudersohne, daß dieser selbige Brudersohn verstohlen lächelte, gerade, als ob er es besser wisse und sich im Stillen über seinen alten Onkel belustige.

Allein auch über diesen Aerger half ihm die rege Geschäftigkeit fort, in welcher er beständig lebte, und er tröstete sich gewöhnlich mit dem Gedanken, daß nach Abwickelung der ihm fast über den Kopf wachsenden Angelegenheit er energisch gegen seinen Neffen auftreten und ihn

ohne viele Umstände in seine Garnison zurückschicken wolle.

Mit Lieschen ging es von Tag zu Tage besser. Das dankbare Kind erholte sich zusehens unter Renatens und Mariens gemeinsamer, sorgfältiger Pflege, so daß sehr bald der Tag zu berechnen war, an welchem es zum ersten Male das Lager verlassen würde. Doch wenn die Farbe der Gesundheit auf des freundlichen Kindes Antlitz zurückkehrte und es mit den holdesten Reizen schmückte, so war dies bei Marie nicht minder der Fall, und einen überaus lieblichen Anblick gewährte es, wenn Letztere mit der Zärtlichkeit einer Mutter sich zu ihrem Lieblinge niederneigte und mit inniger Stimme von den großen Vorzügen und den edeln Eigenschaften des guten Herrn Waller erzählte, der fast täglich vorsprach um sich nach der kleinen Kranken zu erkundigen, und oft Stunden lang in traulicher Unterhaltung bei der Gräfin und Marie sitzen blieb.

Der arme Paul Meerkönig war indessen ebenfalls nicht vereinsamt. Er befand sich gewöhnlich im Hause des Doctors, dessen Gattin eine große Vorliebe für den stillen jungen Mann gefaßt hatte.

Er fühlte sich bald heimisch in der Gesell-

schaft der gutherzigen Frau, die ihn durch geschickt gestellte Fragen dahin zu bringen wußte, daß er ihr von den Zeiten erzählte, in welchen er in dem leichten Kutter Sturm und Wogen Trotz bot und mit dem Albatros um die Wette vor den schweren Böen einhersegelte.

Seine Stimme hatte wohl einen wehmüthig ernsten Klang, allein unbewußt erzählte er sich in einen gewissen Enthusiasmus hinein, seine Augen erhielten wieder den kühnen, feurigen Ausdruck, seine Brust hob und senkte sich wie bei einem gefangenen Vogel, den hinter dem Drahtgitter der Hauch der frischen, freien Luft anweht, bis endlich durch irgend ein zufällig hingeworfenes Wort Jessie's Bild vor seine Phantasie heraufbeschworen wurde und er, wie von einem Wetterstrahle getroffen, in sich zusammenbrach.

Doch mit der Geduld einer von wärmster Theilnahme erfüllten Seele suchte die brave Frau ihn immer wieder auf's Neue anzuregen, seine Gedanken auf Dinge hinzulenken, die seine Erinnerung weniger schmerzlich berührten, ihn gleichsam der Gegenwart und der ihm fremd gewordenen und daher beängstigenden Umgebung ent-

rückten und ihn im Geiste in die glücklichste Zeit seines Lebens zurückversetzten.

Seine Schilderungen trugen zwar das einfache, schmucklose Gewand, welches seiner ganzen Vergangenheit entsprach, zugleich aber auch das Gepräge der Wahrheit, und fesselten gerade dadurch wieder die Aufmerksamkeit seiner gütigen Zuhörerin, die sich immer herzlicher zu ihm hingezogen fühlte.

Acht Tage waren in dieser Weise verstrichen, und noch deutete nichts auf den nahen Eintritt der sorgfältig vorbereiteten Krisis. Der Doctor wußte allerdings, welcher Tag die Entscheidung bringen sollte, doch war er vorsichtig genug gewesen, sogar seinen Liebling, die junge Gräfin Renate, in Ungewißheit darüber zu erhalten. Die nächste Folge hiervon war, daß sich eine unruhige Spannung aller unmittelbar an dem Unternehmen Betheiligten bemächtigte und man sogar hin und wieder den günstigen Erfolg leise zu bezweifeln begann.

Von derartigen Besorgnissen erfüllt, saßen eines Vormittags Renate und Marie in dem Empfangszimmer, als die Gräfin Clotilde angemeldet wurde.

Marie erhob sich sogleich, um sich zu ent-

fernen, doch nicht, ohne vorher einen Blick des Einverständnisses mit Renate ausgetauscht zu haben.

Sie hatte übrigens seit Waller's Eintreffen und auf dessen ausdrücklichen Wunsch ihre ländliche Tracht abgelegt und sich dafür nach einfachster städtischer Sitte gekleidet.

Ein dunkelfarbiges, langes Kleid, bis über die Schultern hinaus eng und züchtig anschließend, verhüllte ihre tadellose Gestalt. Ein schmales, weißes Tuch bildete zugleich den einfachen Schmuck und die Bekleidung des schlanken Halses, und statt des Häubchens, welches früher ihr üppiges Haar nothdürftig zusammenhielt, bedeckte eben nur das in schwere Flechten geordnete und am Hinterkopfe zusammengesteckte Haar das edel geformte Haupt.

Hatte sie nun früher das Bild einer schönen und sittigen Bäuerin gezeigt, die vollständig frei von jeder Probe von Derbheit in Haltung und Bewegungen, so trat jetzt in dem ihr keineswegs ungewohnten Anzuge ihre natürliche Grazie noch mehr hervor, und wohl war Renatens Bemerkung zutreffend, als sie beim ersten Anblicke der in Mariens Aeußerem stattgefundenen Veränderung neckisch behauptete, daß ihre neue Freun=

bin ihr als das Muster einer Predigerfrau erscheine, wie sie sich dieselben schon in ihrer frühen Kindheit vorgestellt habe. —

Bei jedem andern Besuche würde Renate Mariens Entfernung schwerlich geduldet haben. Es bestand indessen zwischen ihnen, dem Doctor und Waller das Uebereinkommen, jede Gelegenheit eines Zusammentreffens Mariens mit Personen, welche sie einst in anderen Verhältnissen kannten, sorgfältig zu vermeiden. Die Gräfin Clotilde aber wäre die Letzte gewesen, vor der Marie sich in diesem Augenblicke hätte sehen lassen mögen und dürfen.

Offenbar hegte die Gräfin Clotilde aber gerade die Absicht, diejenigen kennen zu lernen, über deren Aufenthalt im Hause Renatens ein dunkles Gerücht zu ihr gedrungen war; denn kaum hatte der anmeldende Diener sich hinausbegeben, da öffnete er sogleich wieder die Thür weit, und herein schwebte sie mit ausgebreiteten Armen und einem Ausrufe des Entzückens auf den Lippen.

Trotz ihrer stürmischen Freude gewann sie Zeit, einen spähenden Blick durch das Gemach zu senden, namentlich aber Mariens eben durch die Thür verschwindende Gestalt mit den Augen gleichsam zu verschlingen.

Mariens Züge sah sie nicht mehr, allein nach Allem, was sie bereits vernommen hatte, war der Anblick von deren Gestalt genügend, ihr das Blut mit Heftigkeit zum Herzen zurückzutreiben, als ob der Stich einer vergifteten Waffe dasselbe getroffen habe.

Im Charakter der flüchtig verschwindenden Erscheinung lag nämlich Etwas, das sie lebhaft an Zeiten erinnerte, deren sie am liebsten nie wieder gedacht hätte; und dennoch vermochte sie im ersten Augenblicke nicht, die Gestalt mit einer ihr bekannten Persönlichkeit in Zusammenhang zu bringen, obwohl sich ihr die Ueberzeugung, dieselbe schon früher gesehen zu haben, mit Centnerwucht aufdrängte.

Doch seit frühester Jugend gewöhnt und zum Theil darauf angewiesen, ihre wahren Gefühle selbst vor den vertrautesten Freunden zu verbergen, gelang es ihr auch hier leicht, die auf sie einstürmenden Besorgnisse zu unterdrücken, und mit halb mütterlicher, halb schwesterlicher Zärtlichkeit begrüßte sie Renate, die ihre Liebkosungen fast verwirrt duldete.

„Theures, theures Herzchen,“ rief sie in überschwänglichem Tone aus, einen neuen, heißen Kuß auf Renatens klare Stirn drückend, „wie

habe ich mich nach Ihnen gesehnt, wie im Stillen mit Ihnen geschmollt und Sie ein böses Kind genannt, weil Sie sich plötzlich unseren Cirkeln gänzlich entziehen zu wollen scheinen! Nicht bei uns, nicht bei Ihnen sieht man Sie mehr! O, Sie böser, böser Engel! Sie wissen nicht, wie unglücklich Sie eine gewisse Persönlichkeit machen, und dennoch müßten Sie es wissen, Sie kleiner, holder Tyrann! Aber ich halte es Ihnen zu Gute, Ihnen und Ihrer jugendlich süßen Verschämtheit!"

Renate fühlte sich bei diesen Ausbrüchen von Zärtlichkeit, die sie nach den ihr jüngst von glaubwürdigster Seite gewordenen Eröffnungen nur als erheuchelt betrachten konnte, eiskalt durchrieselt, und mit innerem Widerstreben beobachtete sie in so weit die Formen der Höflichkeit, daß sie die Gräfin zum Sitzen einlud und dann ihr gegenüber Platz nahm.

„Sie wissen vielleicht," hob sie darauf mit einem erzwungenen, matten Lächeln an, „daß ich einen kleinen Kranken in meinem Hause beherberge, dessen Pflege einen großen Theil meiner Zeit in Anspruch nimmt. Habe ich mir daher hin und wieder eine Vernachlässigung gegen Freunde und Bekannte zu Schulden kommen lassen, so

findet das wohl in diesen Umständen eine hinreichende Entschuldigung."

„Gewiß eine Verwandte meines süßen Schwesterchens?" rief Clotilde theilnehmend aus, und dann ergriff sie Renatens Hände mit Innigkeit. „Aber verzeihen Sie, daß ich Sie als Schwester anrede, ist mir doch, als könnte es nicht anders sein, als müßten Sie wirklich noch einmal meine Schwester werden!"

Renate, die den Sinn dieser Worte sehr wohl verstand, blickte zur Seite, um zu verbergen, daß die Entrüstung ihr das Blut bis in die Schläfen hinauftrieb.

Clotilde bemerkte es dennoch, und das Erröthen zu ihren Gunsten oder wenigstens zu Gunsten ihrer geheimen Pläne deutend, wurde sie noch dringender und zärtlicher.

„Böser, böser Engel!" sagte sie halblaut, mit einem Ausdrucke von Rührung das junge Mädchen betrachtend, „es ist unverantwortlich von Ihnen, so mit den Gefühlen Ihrer Mitmenschen zu spielen, so lange auf Ihre Entscheidung warten zu lassen, und dennoch — wenn ich an jene Zeiten zurückdenke, in welchen ich in ähnlicher Lage...."

Hier führte sie ihr mit Spitzen reich besetztes

Taschentuch leicht an die Augen, welche Unterbrechung Renate schnell dazu benutzte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Die Kleine ist keine Verwandte von mir," hob sie ruhig an; „im Gegentheil, Niemand kann mir ferner stehen, als gerade dieses Kind. Ich habe mich seiner angenommen, weil es ihm sehr, sehr traurig erging, und suche ich nur gut zu machen, was andere Menschen an ihm verbrachen.

Nach dieser Entgegnung blickte sie wieder zur Seite, denn obwohl mit lächelndem Antlitze, sah Clotilde sie doch so durchdringend an, als ob sie in ihrem Herzen hätte lesen wollen.

„Theures, gutes Kind," begann Letztere darauf, wie zu sich selbst sprechend, „immer für Andere besorgt, immer sich aufopfernd zum Heile Anderer, und an sich selbst nur ganz zuletzt denkend! Wissen Sie, mein süßes Herz, daß man auch darin zu weit gehen kann, daß namentlich in unserer Stellung ein solches Verfahren zuweilen nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf unsern Ruf bleibt?"

„Zu weit?" fragte Renate überrascht, fast vorwurfsvoll.

„Gewiß, meine theure Renate; Sie müssen meinen Ausspruch nur nicht ganz wörtlich neh-

men. Sehen Sie, auch ich gebe gern und — im Vertrauen darf ich es wohl erwähnen — ich gebe oft mehr, wie meine Verhältnisse rathsam erscheinen lassen. Ich gehe dabei von dem Grundsatze aus, daß für den, der Gutes thun und zugleich die Ueberzeugung gewinnen will, daß seine Gaben von zuverlässigen und gewissenhaften Beamten nur für Würdige verwendet werden, die öffentlichen Anstalten errichtet sind. Man läuft dabei nicht Gefahr, von Undankbaren hinterher verlacht zu werden, und viel Zeit, wirklich sehr viel Zeit müßten wir haben, wollten wir, wenn wir auf Privatwegen unserem Wohlthätigkeitssinne freien Lauf lassen, jedesmal diejenigen erst prüfen, denen wir unsere milde Hand zuwenden. O, mein süßes Schwesterchen, die Undankbarkeit der Welt ist sehr groß! Selbst mein armer Bruder hat in dieser Beziehung bittere Erfahrungen gemacht, und — was alle Begriffe übersteigt — er hat sie an einer zu wohlthätigen Zwecken bestimmten Anstalt gemacht.

„Ja, denken Sie, wie entsetzlich: er hatte sich eines armen Waisenkindes, dessen Eltern nicht zu ermitteln gewesen, angenommen und dasselbe bei Herrn Seim, dem man gewiß Vertrauen schenken darf, untergebracht und zugleich ver-

sprochen, auch für das spätere Fortkommen desselben zu sorgen. Was thut nun dieses Kind, nachdem mein braver Bruder ihm die langen Jahre hindurch eine sorgfältige Erziehung hat angedeihen lassen? Es ist unglaublich! Sei es nun, daß ihm wirklich ein Unrecht geschehen war, oder daß es sich vor einer kleinen Strafe fürchtete, oder endlich, weil es von anderen Kindern verführt worden — denn in ihm selbst sollen eigentlich keine so bösartigen Neigungen gelegen haben — genug, es entflieht, und zwar unter Umständen, daß man die größte Besorgniß für sein Leben hegen mußte."

„Ich hörte damals von dem bedauernswerthen Vorfalle, ahnte indessen nicht, daß das kleine Wesen sich des besondern Schutzes Ihres Herrn Bruders erfreute," versetzte Renate verwirrt, denn bei der edlen Geradheit ihres Charakters wurde es ihr schwer, ihre wahren Gefühle zu verbergen.

Für Clotilde aber bildete die wohlüberlegte Mittheilung eine Art Prüfstein, und wenn sie auch immer noch nicht glaubte, daß das von ihr und ihrem Bruder verfolgte Kind sich zur Zeit in Renatens Schutz befinden könne, so bezweifelte sie doch nicht, auf alle Fälle etwaigen unangenehmen Folgen in geschickter Weise

vorgebeugt zu haben, selbst wenn die schwärzesten ihrer unbestimmten Befürchtungen eintreffen sollten.

Das verlegene Wesen Renatens diente daher zu ihrer Beruhigung, indem sie dasselbe ganz anderen Gründen zuschrieb, fest darauf bauend, daß sie nicht gezögert haben würde, mit offenem Vertrauen und hellem Triumphe einzugestehen, daß ihres Bruders Schützling trotz aller widrigen Verhältnisse in gute Hände geraben sei.

Mit erleichtertem Herzen nahm Clotilde ihr Gespräch über die vielfach übel angebrachte Wohlthätigkeit wieder auf.

„Bis jetzt, meine theure Renate," begann sie mit einem schmachtenden Blicke und Renate einen Kuß zuwerfend, „hat gewiß noch Niemand Anstoß an der Art der Ausübung Ihrer Wohlthaten genommen; im Gegentheil, man verehrte und bewunderte sie und sprach stets mit der größten Hochachtung von dem edelmüthigen Doctor Bergmann, Ihrem so treuen und braven Verbündeten. Besonders meinen Bruder hat der gute alte Herr im höchsten Grade für sich eingenommen, und ich bin überzeugt, daß er ihn bei der nächsten Gelegenheit ersucht, die Stelle eines Hausarztes bei ihm auszufüllen. Jetzt aber, namentlich in

den Verhältnissen, in welche Sie in nächster Zeit treten werden — Sie verzeihen mir, mein holder Engel, wenn ich unwillkürlich den Ton einer älteren, treuen Schwester anschlage — würde indessen doch eine kleine Aenderung in Ihrem öffentlichen Auftreten rathsam erscheinen.

„Mein Bruder denkt freilich anders; er behauptet, man müsse Sie in Ihrem freundlichen Walten nicht stören. Aber der arme Mensch ist vollständig verblendet; ich glaube, er würde es liebenswürdig von Ihnen finden, wenn Sie nach dem Monde hinaufschwebten, um dort Krankensuppen auszutheilen. Meinen Bruder von seinem Irrthume zu überzeugen, gelingt mir nicht; Sie dagegen, mein süßes Herzchen, werden mich vollkommen verstehen. Es liegt ja auch so klar auf der Hand, daß Sie bei Ihrem verborgenen Wirken in Beziehung zu Leuten treten, die zu tief unter Ihnen stehen, als daß Ihr Verkehr mit denselben nicht — nun, sagen wir: mindestens ein unfreundliches Licht auf Sie werfen müßte. Solche Gefahren aber vermeiden Sie, wenn Sie die öffentlichen Anstalten und deren Vorsteher zu Vermittlern zwischen sich und den wirklich Hülfsbedürftigen wählen.“

So lange hatte Renate mit niedergeschlagenen

Augen da gesessen und mit einer Mischung von Entrüstung und Verachtung den gleißnerischen Worten der Gräfin gelauscht. Als dieselbe aber nach der langen Rede, welche sie unzweifelhaft für ein Meisterwerk von klug berechneten Ermahnungen hielt, eine kurze Pause eintreten ließ, blickte sie erstaunt empor.

„Und ich soll nicht so leben, wie es meinen Neigungen am meisten entspricht?" fragte sie mit einem Ausdruck, daß Clotilde nunmehr ihrerseits verwirrt zur Seite schaute. „Ich soll mich an das Urtheil anderer Menschen binden, die mir von meinem abwesenden Vater gütig zuerkannte Freiheit, sein väterliches Vertrauen zurückweisen, indem ich nicht dahin gehe, wohin mein Herz mich ruft und mein treuester Freund, der treueste Freund meiner verstorbenen Mutter, mich führt? Nein, liebe Gräfin, das kann Ihr Ernst nicht sein!"

„Holder, süßer Engel!" rief Clotilde tief gerührt aus, und ehe Renate sich dessen versah, fühlte sie deren kalte, schmale Lippen auf ihrer Stirn. „O, wenn mein Bruder Sie so sehen könnte! Sie sind entzückend, bezaubernd! Ich wollte Sie überzeugen, und Sie überzeugen mich! Wie Recht hatte mein Bruder, als er mir vor-

herſagte, ja, noch mehr, ſeinen dringenden Wunſch ausſprach, daß Sie nie Ihre Lebensweiſe ändern möchten! O, fahren Sie fort, mein holdes Schweſterlein, mit Ihrem ſtillen, frommen Wirken, fahren Sie fort, immer neue Segenswünſche von Armen und Bedrängten einzuernten, und Ihr Loos wird bis an das Ende Ihrer Tage ein beneidenswerthes ſein!"

Hier vermochte die eifrige Rednerin den auf ſie einſtürmenden Gefühlen nicht länger zu widerſtehen; ſie war gezwungen, ihre Augen zu bedecken, um einen reichen Thränenſtrom zu verbergen.

Renate, dieſes redliche, offene Gemüth, welches keine Falſchheit kannte, wurde bei dieſem neuen Schauſpiele wieder ſo verwirrt, daß die Worte ihr auf der Zunge erſtarben. Sie wußte kaum noch, was ſie glauben ſollte, und indem ihre Gedanken flüchtig umherwanderten, tauchte Doctor Bergmann's biederes Antlitz vor ihrem Geiſte auf, und wie derſelbe ſie oft ſchmollend verlaſſen hatte, wenn ſie den von ihm gegen die Gräfin Clotilde gehegten Argwohn als eine harte Ungerechtigkeit zurückwies.

Als Letztere wieder Herr ihrer Gefühle ge-

worden war, blickte sie, unter Thränen lächelnd, zu Renate hinüber.

„Verzeihen Sie meine Schwäche,“ hob sie im süßesten Schmeicheltone an, „ich hätte dergleichen gar nicht berühren sollen — sprechen wir wenigstens jetzt noch von anderen, weniger ergreifenden Dingen — ich will sagen: von Ihrem Hausstande. Sie haben wohl eine neue Kammerjungfer genommen?“

„Eine neue Kammerjungfer?“ fragte Renate befremdet, denn nachdem sie einmal von Mißtrauen gegen die Gräfin erfüllt war, lag ihr der Gedanke sehr nahe, daß auch hinter dieser Frage irgend eine Nebenabsicht verborgen sein müsse.

„Ja wohl, mein süßes Herzchen, oder war es nicht Ihre Kammerjungfer, die bei meinem Eintritte das Gemach verließ? Eine schöne Gestalt und sehr viel Anmuth in den Bewegungen, wie mir schien. Jedenfalls hat sie schon in guten Häusern gedient; es ist wirklich merkwürdig, wie manche Personen, die den niedrigsten Sphären entsproßten, die Manieren ihrer Herrschaften nachzuahmen verstehen.“

„Sie täuschen sich, Gräfin,“ entgegnete Renate, jetzt kaum noch fähig, ihren Unmuth ganz zu unterdrücken. „Die Dame, welche Sie dieses

Zimmer verlassen sahen, ist eine sehr liebe Freundin von mir, der unter meinem Dache die ungebundenste Gastfreundschaft zu erweisen mir zur Freude und Ehre gereicht. Sie ist freilich von niederer Herkunft, wie Sie es zu nennen belieben; das hindert indessen nicht, daß sie mit einem ungewöhnlich ansprechenden Aeußern die edelsten Eigenschaften des Gemüthes verbindet. Doch Sie werden vielleicht Gelegenheit finden, sie kennen zu lernen und sich dann leicht überzeugen, daß ich nicht zu viel sagte."

Die letzten Worte sprach Renate mit einer an ihr sonst ungewöhnlichen Bitterkeit, so daß die Gräfin sie betroffen anschaute. Ein seltsamer Argwohn beschlich sie, und indem sie wieder einen spähenden Blick in Renatens Inneres zu senken trachtete, zwängte sie ihr Antlitz mit Gewalt in jenes freundliche Lächeln, von welchem der schärfste Beobachter nicht zu behaupten vermocht hätte, ob dasselbe nur Maske sei oder wirklich aus einem wohlwollenden, versöhnlichen Herzen komme.

„Renate, geliebteste, theuerste Freundin," rief sie endlich vorwurfsvoll aus, „wer hat Ihnen Etwas zu Leide gethan, wer ist Ihnen zu nahe getreten? Und zu nahe muß Ihnen Jemand getreten sein, indem es sonst nicht in Ihrem

Temperament liegt, die aufrichtigsten und wohlgemeintesten Worte auf die Goldwage zu bringen! Es war Ihre Freundin, mein süßes Herzchen, mithin auch meine! Ja, ja, mein lieber, schmollender Engel," fügte sie hinzu, schelmisch mit dem Finger drohend, „Sie können nicht umhin, Sie müssen mich ihr vorstellen, und ob nun von hoher oder niedriger Geburt, ich werde Ihre Freundin in mein Herz schließen mit aller Innigkeit, deren dasselbe nur fähig!"

Renate schaute wieder sinnend vor sich nieder. Ein heftiger Kampf tobte in ihrem Innern; sie war empört über die Mittel, zu welchen die Gräfin ihre Zuflucht nahm, um sich in ihr Vertrauen einzuschleichen und sie zu sich herüberzuziehen, und gern hätte sie noch in derselben Minute deren Wunsch erfüllt und Marie herbeigerufen. Allein der Doctor hatte seine Rathschläge zu fest und bestimmt ausgedrückt, als daß sie denselben hätte zuwiderhandeln mögen. Um sich daher nicht zu verrathen — denn es fehlte ihr ja die Gabe der Täuschung — fuhr sie fort, nachdenklich vor sich hinzusehen und mechanisch einige der von der Tischdecke auf ihren Schooß niederhängenden Fransenschnüre zusammenzuflechten. Clotilde dagegen, ein solches Benehmen

abermals in der ihr am meisten zusagenden Weise deutend, nahm die Unterhaltung wieder auf.

„O, wenn mein Bruder Sie jetzt sehen könnte!“ rief sie halb bewundernd, halb bedauernd.

Die beständig mit so wenig Zartgefühl wiederholte Erwähnung des Bruders wurde Renaten unerträglich, um so mehr, da sie begriff, was Clotilde mit solchen Andeutungen bezweckte. Sie ließ sie daher nicht zu Ende sprechen, sondern sich mit einer entschiedenen Bewegung emporrichtend, blickte sie dieselbe fest an.

„Schon mehrfach brachten sie den Namen Ihres Herrn Bruders in Beziehung zu mir,“ begann sie mit bebenden Lippen, während die Röthe der Entrüstung sich über ihr liebliches Antlitz ausbreitete; „darf ich mir erlauben, zu fragen, was mir die Ehre einer so willkürlichen und meinen Gefühlen keineswegs entsprechenden Aeußerung verschafft?“

Auf Clotildens Gesicht zuckte es wie ein Blitz des giftigsten Hasses und der bittersten Enttäuschung. Sie gab ihr Spiel indessen noch nicht verloren, und schon in der nächsten Secunde schwammen ihre Züge wieder in einem fast wehmüthigen, verzeihenden Lächeln.

„Wie kann es Sie befremden, liebe Gräfin,“

erwiderte sie, scheinbar mit Gewalt eine schmerzliche Erregung niederkämpfend „wenn ich einen Gegenstand zu erörtern wünsche, der auch mich so sehr nahe berührt? Leitete mich doch im Grunde nur die nichts weniger, als tadelnswerthe Absicht, Sie zur Beantwortung des Schreibens zu veranlassen, welches mein Bruder sich erlaubte, an Sie zu richten. Daß ich als treue Schwester das Geheimniß meines Bruders theile, ist gewiß zu entschuldigen, mehr aber noch, daß ich, hingerissen durch den Anblick seiner ununterbrochenen, fieberhaften Angst, jetzt wage, Sie innig und aus überströmendem Herzen zu bitten, die Frist abzukürzen, welche Sie vielleicht bis zu Ihrer Entscheidung bestimmt haben. Gewiß, meine theure Renate, meines armen, geistig sich vollständig aufreibenden Bruders wegen ist meine dringende Ansprache an Ihr Herz sehr zu verzeihen."

„Ah, Sie erinnern mich an den Brief, welchen Graf Hannibal an mich richtete und in welchem er mich mit einem Heirathsantrage beehrte!" entgegnete Renate, die während der langen Rede hinreichend Zeit gefunden hatte, sich zu sammeln und gewissermaßen auf eine Antwort vorzubereiten. „Ich muß gestehen, ich

hatte ihn im Drange der Ereignisse ganz vergessen; außerdem hielt ich seinen Brief nur für einen etwas derben und unpassenden Scherz, wie er sich deren schon mehrere hat zu Schulden kommen lassen."

Clotilde biß sich auf die schmalen Lippen, daß die Male ihrer Zähne noch lange nachher sichtbar blieben, doch erlitt das auf ihren Zügen ruhende milde Lächeln keine Unterbrechung.

„Wenn ich Ihnen aber heilig betheuere, daß mein Bruder, indem er die für beide Theile so vortheilhafte Verbindung vorschlug, an nichts weniger dachte, als an einen seiner lustigen Streiche?" fragte sie darauf in überzeugendem Tone.

„Auch dann würde ich mich schwer dazu entschließen können, auf seinen Brief eine Antwort zu ertheilen."

„Und warum nicht, meine liebe Renate, wenn ich fragen darf? Ich hoffe, es liegen keine Gründe vor, welche eine Beleidigung unseres Namens und unseres alten, uralten Hauses gerechtfertigt erscheinen zu lassen."

Indem Clotilde ihre Maske zu lüften begann, hatte Renate, die so lange gleichsam unter deren hinterlistigen Griffen schüchtern und unschlüssig

bebte, die Oberhand gewonnen und mit dieser wieder einen Theil der sie so wohlkleidenden, bezaubernden Heiterkeit. Sie fühlte sich den unsichtbaren Fallen entronnen, welche ihre heimliche Feindin rings um sie her aufgestellt hatte. Ihre Erwiderung trug daher auch vollständig das Gepräge einer aus edlem Selbstbewußtsein entspringenden Stimmung.

„Ich habe geglaubt — und ich glaube es auch jetzt noch —, keine Antwort sei in diesem Falle die beste Antwort, die ich ertheilen könnte."

„Die beste, meine gnädige Gräfin?" fragte Clotilde, vor verhaltener Wuth erbleichend. „Wie soll ich das verstehen, und wie soll mein Bruder die ganze Sache aufnehmen?"

„Sie erschrecken mich ja mit Ihrem ernsten und feierlichen Wesen!" rief Renate wie entsetzt aus, und um ihre vollen, frischen Lippen spielte ein ganz leiser, kaum bemerkbarer Zug von Schadenfreude. „Indem ich Ihrem Herrn Bruder gar nicht antworte, gebe ich ihm zu verstehen, daß es mir schwerer wird, eine verneinende Erwiderung auf seine Anfrage niederzuschreiben, wie ihm, dieselbe zu lesen."

„Und wenn Ihnen die verneinende Antwort so schwer wird, was hält Sie ab, eine bejahende

zu ertheilen?" fragte Clotilde, noch einmal den letzten Rest der ihr gebliebenen Ruhe zusammenraffend.

Renate konnte nicht umhin, über das seltsame Mißverständniß in ein heiteres Lachen auszubrechen, welches Clotildens Wuth bis zum höchsten Grade steigerte. Doch entweder bemerkte sie dies nicht, oder sie wollte es nicht bemerken, genug, noch immer den fröhlichen Ton beibehaltend, rief sie aus:

„Wenn ich ihn aber nicht haben mag, wie kann ich da anders, als verneinend antworten?"

„Weshalb fertigen Sie meinen Bruder in dieser Weise ab, Gräfin?" fragte Clotilde, indem sie sich mit einer unbeschreiblichen, fast an's Komische streifenden Erhabenheit erhob. „Sie wissen doch, Graf Hannibal ist Cavalier, und unser Name einer der ältesten und edelsten des Reiches!"

Um Renatens lieblichen Mund trat das spöttische Lächeln etwas deutlicher hervor.

Von ihrem Vater bereits in ihrer Kindheit mit einsichtsvollen und verständigen Menschen umgeben, hatte sie längst den wahren Werth solcher schwungvollen Bezeichnungen kennen gelernt, und gerade in dem vorliegenden Falle erhielt sie wieder einen schlagenden Beweis, daß

die ältesten und edelsten Namen nicht immer eine sichere Wehr gegen tadelnswerthe Handlungen sind, noch weniger aber gegen hervortretende Befangenheit des Geistes schützen.

„Und wäre Ihr Herr Bruder auf einem Throne geboren," sagte sie endlich mit heiterer Entschiedenheit, „so würde meine Antwort nicht anders lauten. Sollte ich jemals in die Lage kommen, über meine Hand zu Gunsten eines Andern verfügen zu müssen, so verlassen Sie sich fest darauf, dieser Anderc ist nur ein solcher, zu dem sich mein Herz hingezogen fühlt, unbeschadet seines Namens und seiner Geburt."

„Herr Doctor Bergmann hat in Ihnen eine sehr aufmerksame Schülerin gefunden," bemerkte Clotilde schneidend, indem sie sich ungewöhnlich tief verneigte. „Ich nehme an, Sie entdeckten bereits auf Ihren nächtlichen Ausflügen und unter der treuen Leitung des ehrenwerthen Doctors diesen Jemand, dessen Eigenschaften Ihnen in so hohem Grade zusagen, daß Sie nicht zögern, zu seinen Gunsten über Ihre Hand zu verfügen."

Ein tiefer Purpur überzog bei diesen Worten Renatens Antlitz. Sie fühlte sich getroffen, und dennoch bemächtigte sich ihrer eine heftige Entrüstung, daß Jemand versuchte, mit kalter Be-

rechnung und frevelnder Hand in ihr heiligstes Geheimniß einzudringen, von dessen Vorhandensein sie kaum selbst eine Ahnung gehabt hatte. Doch was sich einzugestehen sie bisher noch nicht gewagt, das wurde ihr plötzlich im weitesten Umfange durch die Empfindungen klar, welche die an sie gerichteten boshaften Worte in ihr wachriefen.

Verwirrt, mit kurzem Athem und hochwogendem Busen blickte sie vor sich nieder, unbekümmert um den hellen Triumph, der auf der Gräfin scharfen Zügen zum Durchbruche gekommen war. Wenn auf der einen Seite es sie mit Scheu erfüllte, Clotilde zu ihrer Vertrauten zu wählen, indem sie ihr die kaum entdeckte Wahrheit einräumte, so widerstrebte es andererseits wieder ihrem Stolze, vor derselben Etwas zu läugnen, was sie unstreitig längst aus ihrem Aeußern herausgelesen haben mußte.

Nach einer Weile und nachdem sie von Clotildens Lippen ein höhnisches Kichern vernommen zu haben glaubte, richtete sich Renate mit allem ihr innewohnenden Stolze und Selbstbewußtsein empor.

„Ein Recht, dergleichen Fragen an mich zu stellen, räume ich Ihnen keineswegs ein," begann

sie ernst. „Ich gestehe indessen gern, wenn es vielleicht zu Ihrer und Ihres Herrn Bruders Beruhigung beiträgt, daß Sie sich in Ihren Muthmaßungen nicht täuschten. Ja, mein Herz hat gewählt; mit Stolz wiederhole ich es noch einmal; es hat gewählt, und zwar nicht unter den edelsten und ältesten Namen des Reiches, sondern da, wo es hoffen darf, ein dauerndes Glück zu finden. Aber wäre dies auch nicht geschehen, Frau Gräfin, weder die Vorstellungen Ihres Herrn Bruders, noch Ihr dringendes Zureden würden mich je bestimmt haben, über meine Hand zu entscheiden, ohne vorher meine Neigung zu Rathe gezogen zu haben."

„Innigsten Dank für die gütigen und vertraulichen Mittheilungen!" versetzte Clotilde höhnisch mit einer neuen und noch tieferen Verneigung. „Darf ich meinem Bruder die erfreuliche Kunde bringen?"

„Wenn Sie wollen, Frau Gräfin; ich habe keine Ursache, mich der Regungen meines Herzens zu schämen."

„Gewiß würde er sich unendlich freuen, auch den Namen des Glücklichen zu erfahren."

„Den Namen?" fragte Renate fast tonlos, und sie fühlte das Blut aus ihren Wangen wei-

chen. „Den Namen?" wiederholte sie noch einmal mit festerer Stimme. „Weder Ihnen noch sonst Jemandem nenne ich einen Namen, der mein eigenstes Geheimniß ist. Doch seien Sie unbesorgt, Sie werden den Träger des Namens persönlich kennen lernen, und zwar voraussichtlich bei einer Gelegenheit, bei welcher ..."

„Bei welcher?" fragte Clotilde befremdet, als Renate plötzlich in ihrer Rede stockte.

Renate, befürchtend, zu viel gesagt zu haben, antwortete nicht gleich, und wie ein Alp drängte sich ihr die Besorgniß auf, daß ihre Mittheilungen gewiß nach besten Kräften zu ihrem Nachtheile ausgebeutet werden würden. Eine Anwandlung von Trotz folgte indessen diesem ersten Gefühle der Besorgniß schnell auf dem Fuße nach, und ihre Augen auf die der Gräfin richtend, sah sie dieselbe eine Weile fest und schweigend an.

„Frau Gräfin," begann sie ruhig, nicht auf die feindseligen Blicke achtend, die ihr entgegensprühten, „sollten Sie wirklich noch dieses oder jenes über meine Lage und Verhältnisse zu erfahren wünschen, so muß ich Sie schon an meinen treuen väterlichen Freund, den Herrn Doctor Bergmann verweisen. Was sich über meine Verhältnisse zur Mittheilung eignet, weiß Herr

Doctor Bergmann genau; aber auch Sie selbst würden eine höhere Befriedigung finden, indem Sie vor ihm, wie Sie vor einigen Minuten freundlich genug waren, zu bemerken, eine so außergewöhnliche Hochachtung hegen."

„Außergewöhnlich, gewiß, sehr außergewöhnlich," erwiderte die Gräfin giftig, sich zum Abschiede mit einer höhnischen Grandezza verneigend. „Ich bedauere indessen, auf Ihren sehr wohlgemeinten Rath nicht eingehen zu können, indem ich in der That wichtigere Dinge zu thun habe, als mich um Verhältnisse zu kümmern, die mir so unendlich fern liegen!"

Diesen Worten folgte eine neue, von einem boshaften Lächeln begleitete Verneigung, und mit aufrechter Haltung rauschte sie zur Thür hinaus, weder rechts noch links blickend, noch einen der herbeispringenden Diener beachtend, bis sie endlich, vor ihrem Wagen angekommen, die Hülfe ihres eigenen Dieners in Anspruch nahm.

So lange war Renate auf derselben Stelle stehen geblieben, auf welcher Clotilde sie verlassen hatte. Als sie aber den Wagen von dannen rollen hörte, da schien die letzte Kraft von ihr gewichen zu sein. In lautes Schluchzen ausbrechend, warf sie sich auf das Sopha, und dann ihr Antlitz

verhüllend, weinte sie so bitterlich, wie sie vielleicht nie gethan, seit sie als Kind die bleichen, kalten Lippen ihrer todten Mutter küßte. —

Wenn Renate nur mit großer Anstrengung ihre äußere Ruhe bewahrt hatte, und dann endlich, sobald sie sich allein sah, in einem heißen Thränenstrome Erleichterung für ihre tiefverletzten Gefühle fand, so war es Clotilden noch schwerer geworden, mit einem Ausbruche ihrer Leidenschaftlichkeit zurückzuhalten. Sobald aber der Kutschenschlag zugefallen war, brach sich ihr verhaltener Grimm mit vollster Gewalt Bahn: ihre Hände rangen sich in einander, daß die feinen Handschuhe wie Spinngewebe zerrissen und zerfielen; ihre Zähne nagten auf den schmalen Lippen, als hätten dieselben das Loos der Handschuhe theilen sollen, und indem der Athem sich keuchend der schwer arbeitenden Brust entwand, rollten Thränen auf Thränen über ihre in Folge des Wuthanfalles gelblich-bleich gefärbten Wangen.

„Auch diese Hoffnung mußte fehlschlagen!" ächzte sie, ihren Gedanken im Uebermaße ihres Zornes Worte verleihend. „Auch diese Hoffnung, auf deren Erfüllung unsere Rettung vor dem sich ringsum drohend zusammenziehenden, geheimnißvollen Ungewitter beruhte, mußte fehlschlagen!

O, es ist entsetzlich! Gegen den verlobten Bräutigam des albernen, überspannten Mädchens hätte man nichts zu unternehmen gewagt. Dieser nichtswürdige Doctor würde, anstatt mit irgend welchen Klagen und Forderungen vor uns hinzutreten, Renate und mithin auch ihren Bräutigam und dessen Schwester in Schutz genommen haben! Alle unsere Besorgnisse würden sich als leer und übereilt ausgewiesen haben und unsere Zukunft sicherer, als je gewesen sein! O, über diese unbekannten Feinde, wer sie auch immer sein mögen, Fluch über sie, tausendfacher Fluch! — Bliebe mir nichts, als sie zu kränken, sie zu vernichten und dann selbst zu sterben, ich würde mein Loos geduldig hinnehmen und nicht klagen!" —.

Der Wagen hielt vor der Wohnung des Grafen Hannibal.

Ein Diener öffnete den Schlag, die Gräfin stieg aus, und wiederum die Hülfe der Diener verächtlich zurückweisend, schritt sie mit starrer Haltung die Treppe hinauf.

Ihre Thränen waren versiegt, ihre Züge hatten einen gewissen mumienhaften Ausdruck erhalten, und als ob nur noch mechanisches Leben in ihr wohne, trat sie bei ihrem Bruder ein.

„Nun, wie steht es?“ fragte dieser mit unverkennbarer ängstlicher Spannung.

Die Gräfin warf einen spähenden Blick um sich, und da sie keinen Zeugen gewahrte, ließ sie sich auf den ihr zunächst stehenden Armstuhl nieder. Aber erst nachdem ihr Bruder ihr gegenüber Platz genommen, brach sie die in dem Gemache herrschende drückende Stille.

„Ich hätte mir den Weg ersparen können,“ hob sie mit einem häßlichen Lachen an; „sie denkt eben so wenig daran, Dich zu heirathen, wie ihre absonderlichen Gewohnheiten und den Verkehr mit dem nichtswürdigen Doctor aufzugeben.“

„Hol' sie der Teufel!“ rief der Graf erschreckt aus.

„Wenn uns selbst nur nicht der Teufel holt!“ hohnlachte die Gräfin. „Ja, ja, sieh mich immerhin erstaunt an, es liegt außer allem Zweifel, daß irgend Etwas gegen uns im Werke ist, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn Renate nicht mit zu denen gehörte, die sich vereinigt haben, uns recht großen Verdruß zu bereiten.“

„Ich verstehe Dich nicht; ich wüßte in der That nicht, wie sie das anfangen wollten,“ erwiderte der Graf mit unsicherer Stimme.

„Anfangen?“ fragte die Gräfin höhnisch, wie zuvor. „Sie werden es so anfangen, daß sie uns das elende Kind vorführen, welches wahrscheinlich durch einen unglücklichen Zufall in ihre Hände gerathen ist, und uns fragen, was wir davon wissen.“

„Nun, das könnte am Ende noch mit Geld abgemacht werden,“ bemerkte der Graf zögernd.

„O, wäre Alles mit Geld abzumachen, wollte ich gern zufrieden sein! Wie aber willst Du es abmachen, wenn sie ihre Forschungen noch weiter ausdehnen, wenn sie so weit zurückforschen, wie das Alter des Mädchens reicht, und bei dieser Gelegenheit einzelne Nebenumstände entdecken, die zu unserem Ruin führen dürften?“

„Woher wollen sie Beweise nehmen?“

„Was kümmern mich Beweise, wenn auch ohne dieselben unsere Ehre, die Ehre unseres Namens auf dem Spiele steht!“

Der Graf blickte eine Weile rathlos vor sich nieder.

„Weißt Du,“ hob er plötzlich, jedoch ohne aufzuschauen, an, „ich wünsche, ich hätte mich um nichts gekümmert und Alles seinen ruhigen Gang gehen lassen.“

„Schwachkopf,“ entgegnete die Gräfin mit Ge-

ringschätzung, „Du hast nicht mehr gethan, als Deine Schuldigkeit. Unser Name und unser unbescholtener Stammbaum drohten verunglimpft zu werden, und da war es unsere heilige Pflicht, mit allen nur denkbaren Mitteln entgegen zu wirken. Es galt der Ehre unserer Vorfahren, wie der Ehre unserer Nachkommen, nicht zu gedenken, daß wir der Mittel beraubt worden wären, auch den äußeren Glanz unseres Hauses angemessen aufrecht zu erhalten. Ich betrachte daher Deine unüberlegte Bemerkung als einen Ausbruch kindischer Furchtsamkeit."

Der Graf nahm die beißende Rede ohne Zeichen von Ungeduld hin. Offenbar war es nicht das erste Mal, daß er von seiner herrschsüchtigen Schwester eine derartige Behandlung erfuhr; doch eben so ersichtlich war es, daß er mit Freuden noch viel verletzendere Schmähungen ertragen hätte, wenn dadurch seine Besorgnisse, die ihm keine Minute Ruhe gönnten, verscheucht worden wären.

„Was Du mir da sagst, klingt allerdings ganz wunderschön," begann er nach einer längeren Pause, „allein ich hätte mir das eben so gut selbst sagen können. Viel dankbarer wäre ich Dir gewesen, hättest Du mir eine kleine Andeu-

tung gegeben, wie Du zu operiren gedenkst, damit ich mich nach Deinem Beispiel richte und einigermaßen mit Dir in Uebereinstimmung handle. Du weißt, dieser Doctor ist ein geriebenes Subject, das jedes unüberlegt gesprochene Wort auf die Waagschale bringt und auf die nichtswürdigste Weise für seine Pläne auszubeuten versteht."

„Mein zu beobachtendes Benehmen, dächte ich, wäre nicht schwer zu errathen," versetzte die Gräfin, ihren Mund zu einem boshaften Lächeln verziehend. „Ich werde dem hinterlistigen Doctor sowohl wie allen übrigen an dem schändlichen Complotte Betheiligten die ausgesuchteste Verachtung entgegenstellen. Ich will ihnen zeigen, wie wenig es mich berührt, von ihnen zur Rechenschaft gezogen zu werden. Ich will sie kränken und verletzen bis in die innerste Seele hinein, daß sie ihrem Schöpfer danken sollen, wenn ich ihre Höhle erst wieder verlassen habe. O, wäre der Plan mit dem albernen Mädchen, der Renate, geglückt, was gäbe ich in diesem Augenblicke darum!"

„Du hegst also doch die Absicht, der an uns ergangenen Einladung Folge zu leisten?" fragte der Graf, die letzte Bemerkung seiner Schwester nicht beachtend.

„Leider sind wir gezwungen, wenn es nicht ein öffentlicher Eclat werden soll; aber zeige die Einladung, vielleicht entdecken wir irgend Etwas zwischen den Zeilen, was früher unserer Aufmerksamkeit entging."

Der Graf nahm von dem Tische einen geöffneten Brief und reichte ihn seiner Schwester schweigend dar; diese schlug ihn auseinander und las laut:

„Die Frau Gräfin Clotilde und ihr Herr Bruder, der Graf Hannibal, werden so dringend wie höflich ersucht, sich morgen Nachmittag im Hause des Herrn Doctors Bergmann zu einer vertraulichen Besprechung über Familien-Angelegenheiten gefälligst einfinden zu wollen. Nichterscheinen oder Nichtbeachtung dieser ergebenen Einladung würde nur den einzigen, für alle Theile gleich mißlichen Weg offen lassen, die zu verhandelnden Angelegenheiten zur weiteren Verfolgung einem Rechtsanwalte zu übergeben. Entgegengesetzten Falles würde sich Alles wahrscheinlich mit leichter Mühe zu Aller Zufriedenheit unter der Hand ordnen lassen.

Im Auftrage des Meerkönigs:
Doctor Bergmann."

„Alberne Mystificirung mit diesem sogenannten Meerkönig," fügte die Gräfin hinzu, indem sie den Brief, als ob dessen Berührung sie besudele, verächtlich auf den Tisch warf. „Was will dieser elende Doctor, diese Caricatur, mit dem Meerkönig sagen? Uebrigens stehen die Sachen noch nicht schlimm; hätten die feigen Seelen überhaupt ein unbestreitbares Recht gegen uns in Händen, so würde ihre Sprache kaum so friedlich lauten; zu gierig spähen diese neidischen Creaturen nach jeder Gelegenheit, sich an den höheren Ständen zu reiben."

„Es scheint in der That, als läge eine friedliche Ausgleichung, wie sie es nennen, mehr in ihrem, als in unserem Interesse," pflichtete der Graf nach kurzem Sinnen seiner Schwester bei.

„Woraus hervorgeht, daß es nur auf eine gemeine Geldschneiderei abgesehen ist," bemerkte die Gräfin achselzuckend.

„O, damit wollte ich schon zufrieden sein! Allein ich fürchte, es schweben noch Sachen im Hintergrunde, welche erwähnt zu hören uns Beiden gleich unangenehm sein dürfte."

„Wir werden morgen ja sehen," versetzte die Gräfin, sich mit ihrem übermüthigsten Nasen-

rümpfen erhebend. „In mir soll das Gesindel seinen Meister finden."

Obwohl des Grafen Aeußeres nichts weniger, als eine Beschwichtigung seiner geheimen Furcht bekundete, so war seiner Schwester entschiedenes Auftreten doch nicht ganz ohne Wirkung auf ihn geblieben. Wie gewöhnlich, wenn er cavaliermäßig einen gewissen ritterlichen Muth zur Schau zu tragen suchte, erhob er sich auch jetzt möglichst klirrend und geräuschvoll, und mit festen Schritten auf und ab wandelnd, pfiff er ein heiteres Cavallerie-Signal.

Plötzlich blieb er mit einer kurzen Wendung vor seiner Schwester stehen, die so lange mit einem höhnischen Bedauern zu ihm hinübergeschaut hatte.

„Wir geben also in Nichts nach?" fragte er, indem er räuspernd die letzte Anwandlung von Schwäche von seiner Seele zu wälzen trachtete.

„In Nichts, sei es, was es sei, ausgenommen, man beschränkt sich auf eine Bettelei für das Bastardmädchen."

„Gut, ich bin damit einverstanden."

„Aber noch Eins, mein edler Bruder: wenn wir morgen mit diesen widerwärtigen Menschen zusammentreffen, so vergiß nicht, daß Du ein

Störberg bist. Nicht durch das leiseste Zucken Deiner Augen darfst Du verrathen, wenn Dich irgend Etwas wirklich unangenehm berührt. Mache ihnen durch den ausgesuchtesten Hohn begreiflich, daß sie zu tief unter Dir stehen, um Dich beleidigen zu können, und wie dem Hunde einen Knochen, so wirf ihnen eine beträchtliche Summe Geldes hin, noch bevor sie ihr Verlangen nach derselben ausgesprochen haben."

Der Graf nickte zustimmend, aber innerlich zweifelnd. Nicht ohne Unruhe gestand er sich, daß selbst seine Schwester ihre Lage nicht für gefahrlos halte, indem sie sonst schwerlich so kaltblütig von Geldopfern gesprochen haben würde.

Die Gräfin betrachtete, nachdem sie den Muth ihres Bruders hinlänglich gestählt zu haben glaubte, den Zweck ihres Besuches als erfüllt, und ohne ein Wort des Abschiedes rauschte sie in ihrer gewöhnlichen, erhabenen Weise zur Thür hinaus.

## 4.
## Ein wichtiger Auftrag.

---

Wohl eine Viertelstunde hatte Renate, ihrem Schmerze hingegeben, da gesessen, als die Thür des Nebengemaches sich leise öffnete und Marie auf der Schwelle erschien. Etwa eine Minute betrachtete sie die weinende Freundin mit innigen, theilnahmvollen Blicken. Ihr Herz drängte sie, zu derselben hinzueilen, ihr in tröstender Weise zuzusprechen und sie nach der Ursache ihres Kummers zu fragen, und dennoch scheute sie sich wieder, weil sie selbst aus vielfacher Erfahrung wußte, wie lindernd gerade Thränen auf ein bedrängtes Gemüth einwirken, wie wohlthuend einem solchen die ungestörteste Einsamkeit sei. Sie trat daher leise zurück, die Thür geräuschlos hinter sich in's Schloß ziehend.

Renate hatte sich so sehr in ihren Schmerz versenkt, daß sie weder das Oeffnen der Thür noch Mariens Gestalt bemerkte. Die feindseligen Worte und Blicke der Gräfin brannten ihr wie Feuer in die Seele. Sie fühlte sich verletzt, auf's tiefste beleidigt, und daß sie sich hatte hinreißen lassen, ihre Empfindungen so frei zu offenbaren, vor ihrer Feindin mit edlem Stolze von ihrer kaum erst entdeckten Neigung zu sprechen, das war jetzt für sie eine Quelle des bittersten Kummers.

Welche Waffe hatte sie dadurch der Gräfin in die Hand gegeben, und wie mußte er, dessen Name sie zwar nicht genannt hatte, über sie urtheilen, wenn die von Clotilde unzweifelhaft ausgesprengten Gerüchte auch zu seinen Ohren drangen? Dieser Gedanke war für Renate so entsetzlich, so niederschmetternd, daß sie sich gar nicht zu beruhigen vermochte und Rathlosigkeit und bange Besorgniß sie immer wieder auf's Neue übermannten.

Sie weinte bitterlich, so bitterlich, daß selbst die Familienportraits, die ihr gegenüber an der Wand hingen, einen ernsteren und wehmüthigen Ausdruck anzunehmen schienen. Traurig blickten die steif gekleideten Herren und Damen aus

ihren alterthümlich geschnitzten und schwer vergoldeten Rahmen auf ihre arme Urenkelin, traurig, als hätten sie mit ihr weinen, ihr den herben Kummer tragen helfen mögen; wie aber in den stillen, guten alten Gesichtern, so spiegelte sich auch in allen übrigen Gegenständen die Stimmung der gebeugten Herrin, die kaum jemals anders, als frohen Herzens, wenn auch erfüllt von Besorgniß für Andere, das Gemach betreten hatte.

Sogar die goldlockigen Engel mit den frischen, rothen Pausbacken, deren Köpfe schelmisch zwischen Blumen hervor aus den dem Plafond eingefügten Medaillons zu Renate niederschauten, hatten den kindlich heitern Ausdruck verloren. Sie lächelten wohl noch, allein es war ein Lächeln, daß man hätte meinen mögen, die den sie umgebenden Blüthenkelchen mit kunstfertiger Hand aufgetragenen Thautropfen wären verstohlen ihren mitleidigen Augen entrollt und nur durch die Blumen verhindert worden, die geliebte Herrin zu benetzen und ihr auf diesem Wege freundlichen Trost zu bringen.

Renate weinte leise. Sie, die so oft leidenden Mitmenschen Hülfe und Trost gebracht, sie besaß Niemanden, vor dem sie ihr Herz ver-

trauensvoll hätte ausschütten mögen; sie scheute sich sogar, Marie ihr Geheimniß zu verrathen, indem sie selbst noch nicht lange genug mit demselben vertraut gewesen, sich noch nicht hinlänglich an den Gedanken gewöhnt hatte, um das, was sie empfand, in Worte kleiden zu können.

O, wie fühlte sie in diesem Augenblicke den unersetzlichen Verlust einer liebevollen Mutter, vor der sie mit kindlichem Vertrauen ihre ganze Seele hätte öffnen dürfen! Und dennoch, hatte ihre sterbende Mutter ihr nicht einen treuen Freund zur Seite gestellt? Hatte sie nicht dem Doctor Bergmann als heiligstes Vermächtniß übertragen, über ihr Kind zu wachen, ihr jederzeit gewissenhaft —

Schritte, die sich schnell der Thür näherten, störten sie in ihren schwermüthigen Betrachtungen; sie richtete sich schnell empor, und um vor dem Eintretenden ihre Thränen zu verbergen, wendete sie ihr Antlitz ab. Leise wurde die Thür geöffnet.

„Herr Bergmann bitten um die Erlaubniß, ihre Aufwartung machen zu dürfen," lautete die Meldung des Dieners.

Renate seufzte auf.

„Ihn sendet Gott," sprach sie vor sich hin;

denn da ihre Gedanken sich eben erst so lebhaft mit dem alten, biedern Doctor beschäftigt hatten, so glaubte sie, daß nur er es sein könne, der gekommen, um dem kranken Lieschen einen Besuch abzustatten.

„Ich lasse bitten, einzutreten," antwortete sie gleich darauf dem Diener, aber noch immer abgewendeten Blickes.

Erst als das geräuschlose Schließen ihr verkündete, daß der Besuch da sei, erhob sie sich hastig.

„Gott sei Dank, daß...." rief sie zu gleicher Zeit aus; dann aber stockte sie entsetzt. Sie glaubte vor Scham und Verwirrung in die Erde sinken zu müssen, als sie, anstatt ihren treuen, väterlichen Freund in gewohnter Weise mit beiden ausgestreckten Händen auf sich zueilen zu sehen, in Heinrich's erstauntes Antlitz schaute, der, den Irrthum augenblicklich errathend, sich mit einem Anfluge von Verlegenheit stumm verneigte.

„O, ich glaubte, es sei der Doctor," brachte Renate in ihrer wachsenden Verwirrung endlich hervor, und ein hoher Grad von Enttäuschung lag im Tone ihrer Stimme.

„Ich komme auch nur im Auftrage meines Onkels," versetzte Heinrich treuherzig, „und zwar

mit einem Auftrage, der, wie er mir versicherte, sehr dringend und wichtig."

„Warum ist er nicht selbst gekommen?" fragte Renate, mit dem Purpur der Scham übergossen; denn die Gedanken an ihre vom Weinen gerötheten Augen, an die Gräfin Clotilde und die Mittheilungen, zu welchen sie sich derselben gegenüber hatte hinreißen lassen, folgten so rasch und mit erdrückender Wucht auf einander, daß sie ihre Fassung verlor und kaum wußte, was sie sprach.

„Gewiß wäre er selbst hierher geeilt, meine gnädigste Gräfin," entgegnete Heinrich, und ein Ausdruck von Trauer lagerte sich auf seine männlich ernsten Züge, „allein die unabweisbarste Nothwendigkeit, wie dies so häufig bei Aerzten geschieht, zwang ihn, mich zu senden."

„Ich hätte gern noch einige Stunden gewartet, wenn mir dann nur die Gelegenheit geworden wäre, ihn zu sehen und zu sprechen."

„Wollen Sie daher gütigst meine Aufträge entgegennehmen, damit ich baldmöglichst meinen Onkel aufsuchen und von Ihren Wünschen in Kenntniß setzen kann? Mein guter Onkel wird sich außerdem sehr freuen, gnädigste Gräfin, über den seinen Erwartungen so entsprechenden Em-

pfang, der mir zu Theil geworden ist," fügte Heinrich mit verhaltener Bitterkeit hinzu; denn bis jetzt hatte Renate ihn ruhig an der Thür stehen lassen und an nichts weniger gedacht, als ihn zum Niedersitzen einzuladen.

Renate erschrak und wies mit einer leichten Verneigung auf einen Armstuhl, welche Bewegung Heinrich durch eine höfliche Verbeugung erwiderte, ohne indessen von der Stelle zu weichen.

Renate wurde dadurch noch verwirrter.

„Verzeihen Sie, Herr Bergmann," preßte sie endlich stotternd heraus, „eine heftige Gemüthsbewegung — aber — Ihr guter Onkel kann unmöglich wünschen, daß man Ihnen unfreundlich begegnet — und namentlich in meinem Hause."

Hätte Renate mit der ruhigsten Ueberlegung gesprochen, hätte sie zu Hülfe genommen alle Vorzüge des Körpers und der Seele, mit welchen die Natur sie so reich ausgestattet, hätte sie in die Bedeutung ihrer Worte alle die Wärme gelegt, die in ihrem Herzen lebte, die Wirkung, welche der innige Ton ihrer Stimme, der aufrichtige, gleichsam flehende Ausdruck ihrer redlichen, noch immer thränenfeuchten Augen auf

Heinrich ausübten, hätte nicht tiefer, nicht nachhaltiger und entscheidender sein können.

Es war ihm, als ob ein treuer, die holde Erscheinung vor ihm segnend umschwebender Schutzengel sich zwischen ihn und Renate gedrängt habe, um ihn zu beschwören, allen Kummer, allen Harm von der fern zu halten, die im Begriffe stand, der reinen Neigung ihres Herzens folgend, sich auf ewig ihm anzuvertrauen.

Ein minutenlanges Schweigen folgte, während dessen Beide nicht aufzuschauen wagten und doch einander so gern in die Augen geblickt hätten. Sie kannten ja Einer des Andern Gedanken; der gute Doctor in seiner Gewissenhaftigkeit, in seiner Besorgniß, daß ihre Herzen sich finden könnten, hatte es ihnen ja deutlich genug zu verstehen gegeben, indem er sie vor einander warnte. Was brauchten sie daher ihren Gefühlen noch weiteren Ausdruck zu geben? Die Kluft, welche sie von einander trennte und die der Doctor als einen furchtbaren, unübersteiglichen Abgrund schilderte, lag vor ihnen, allein in nichts weniger, als schrecklicher Form. Dieselbe erschien ihnen nur noch als eine schmale, von duftenden Blumen gewebte Grenze, und dennoch, trotz des

innigen Sehnens und Verlangens, bebten sie scheu zurück, sich über die Grenze hinweg die Hände zu reichen.

Und wie die Zeit entwich, wuchs auch ihre beiderseitige Verwirrung, und vergeblich riefen sie sich zur Ermuthigung die tröstlich und lieblich klingenden Warnungen des Doctors in's Gedächtniß zurück.

Die Familienbilder dagegen an den Wänden, deren Blicke, welche Stelle man auch immer in dem Gemache einnehmen mochte, stets die Augen des Beschauers trafen, schienen plötzlich Leben erhalten zu haben; denn nicht mehr ernst und mitleidig schauten sie darein, sondern recht behaglich und freundlich. Ihre Mundwinkel verschoben sich zu einem heitern Lächeln, als wenn sie sich darüber belustigt hätten, daß die beiden jungen Leute, deren Herzen zum Zerspringen voll waren, nicht einmal den Muth besaßen, die zwischen ihnen nur noch in der Einbildung bestehende Schranke zu durchbrechen. Die Engel in den Medaillons aber verzogen ihre runden Gesichter zu einem muthwilligen Lachen, und aus ihren großen Augen leuchtete so viel Schadenfreude und Verschmitztheit, wie man kaum bei einem Engel zu finden erwartet und weit eher den bron=

zenen Löwen, Luchsen und Hirschen auf den Consolen und Etagèren zugetraut hätte, die ihre neugierigen Blicke gar nicht von den jungen Leuten abzuwenden vermochten.

Endlich aber fand Heinrich, in dessen Brust der Ton von Renatens süßer Stimme noch immer hell und beseligend fortvibrirte, wieder Worte.

„Und dennoch wünscht mein Onkel, daß Sie mir unfreundlich begegnen möchten," begann er zögernd, und unaufgefordert trat er näher zu der Gräfin heran.

„Nein, nein, Herr Bergmann, es kann nicht sein, er kann es wenigstens nicht im Ernste gemeint haben," entgegnete Renate, ihre kaum erhobenen Blicke wieder verwirrt senkend; denn sie erinnerte sich, daß der Doctor ganz dieselben Worte zu ihr gesprochen und noch mit mancherlei Erläuterungen begleitet hatte.

„Es war sein Ernst," bekräftigte Heinrich treuherzig, „ich weiß es gewiß; denn er geht von der festen Meinung nicht ab, daß jede Freundlichkeit, deren ich mich in diesem Hause zu erfreuen gehabt habe, jedes gütige Wort, welches Sie selbst an mich richteten, nur auf Ihre Anhänglichkeit an ihn selbst zurückgeführt werden dürfe."

„Das hat Doctor Bergmann Ihnen gesagt?“ fragte Renate, förmlich empört über die schreckliche, unverantwortliche Verleumdung.

„Nicht Einmal, sondern vielfach hat er es mir betheuert,“ antwortete Heinrich, der instinctartig herausfühlte, daß die Unterhaltung über seinen Onkel sie immer näher zu einander hinführte; „allein glauben Sie mir, meine gnädigste Gräfin, indem er in solcher Weise zu mir sprach, hegte er die redlichsten, die ehrenwerthesten Absichten.“

„O, das weiß ich ja, denn auch zu mir hat er sich in ähnlicher Weise geäußert — ich meine nämlich,“ verbesserte Renate sich schnell, „er hat vollkommen Ursache, zu behaupten, daß ich mit großer Liebe an ihm hänge; allein mein Benehmen falsch zu deuten, das ist nicht — nicht edel von ihm. Er weiß, wie ich über Sie denke — ich meine, daß ich keine Veranlassung habe, gegen Sie unfreundlicher, als gegen Andere zu sein — und da ist es gewiß nicht edel von ihm, mich bei Ihnen in ein falsches Licht zu stellen.“

Indem Renate dies sagte, gerieth sie allmählich in Eifer, so daß ihr Verwirrung schwand und sie Heinrich wieder gerade anzuschauen vermochte.

Heinrich Bergmann aber, indem seine entzückten Blicke bewundernd an dem holden, von unbeschreiblichem Liebreiz umflossenen Mädchen hingen, segnete in Gedanken die Gewissenhaftigkeit seines alten Onkels, der jetzt eine so schwere Bürde von Schmähungen auf sich laden mußte.

„Verzeihen Sie ihm," hob er an, sobald Renate schwieg, „denn wenn je ein Mensch es treu mit Ihnen sowohl als mit mir gemeint, so ist er es. Er hatte in meinem Herzen gelesen und, ich will es offen und vertrauensvoll gestehen, erkannt, daß aus meinem fortgesetzten Verkehr mit Ihnen mir Erfahrungen erwachsen würden, Erfahrungen, hinlänglich bitter, um ein ganzes Erdendasein zu trüben, meine ganze Zukunft mit einem düstern Schleier zu verhängen. Er hat sich nicht getäuscht; er verstand, was ein Wort, ein Blick von Ihnen für mich bedeutete, noch ehe ich selbst es begriff. Er sah ein, daß eine weite Kluft mich von Ihnen trennte, und wünschte mir Manches zu ersparen, was am allerwenigsten zu der Ruhe und dem inneren Frieden eines Menschen beitragen kann. Aber auch um seiner selbst willen mußte er einer Ueberhebung von meiner Seite entgegenarbeiten; ob er indessen gerade die seinen Zwecken am meisten entsprechenden Mittel wählte, wage ich nicht zu

entscheiden. Jedenfalls waren dieselben nicht durchgreifend genug, mich vor dem zu bewahren, was das Geschick über mich beschlossen hat und was, mögen mir auch lange Jahre bitterer Entsagung daraus hervorgehen, eine Quelle unendlich süßer Erinnerungen für mich geworden ist, die ich selbst um den Preis des Lebens nicht hingeben möchte.

„Ja, verehrteste Gräfin," fuhr er nach kurzer Pause mit glühender Beredsamkeit fort, „mein braver Onkel vermochte zwar durch seine im Grunde wohlgemeinten Täuschungen und harmlosen Kunstgriffe mich fern von Ihnen zu halten, dagegen meine Gefühle in Fesseln zu schlagen, das vermochte er nicht. Glauben Sie indessen nicht, daß ich nur gekommen bin, Ihnen das, was Sie in Folge einer unverzeihlichen Indiscretion meines Onkels wahrscheinlich schon längst ahnten, noch einmal zu wiederholen, oder daß meine Hoffnungen weiter reichten oder noch reichen, als von Ihnen Verzeihung dafür zu erhalten, daß ich — nun, daß die Befürchtungen meines Onkels eingetroffen sind und die jetzige Stunde wirklich eine Quelle wehmüthiger Rückerinnerungen für mich werden wird. Der Zufall, vielleicht auch Ihre eigene Stimmung haben allein dazu

beigetragen, das Gespräch auf ein Feld hinüberzuführen, welches ich sonst schwerlich gewagt haben würde, zu berühren; es ist indessen geschehen, und ich versuche nicht, zu verheimlichen oder mit falschen Farben zu umkleiden, was in der That meine Brust bewegt. Es wäre unredlich und thöricht von mir, Ihnen nicht wenigstens die Möglichkeit einer Erklärung meines vielleicht räthselhaft erscheinenden Benehmens an die Hand geben zu wollen. Was ich verbrochen habe, indem Ihr Bild sich meinem Herzen unauslöschlich tief einprägte, ist nicht der Art, daß ich nicht Verzeihung dafür erhoffen dürfte; mögen Sie daher edelmüthig und ohne mir zu zürnen eine Erklärung aufnehmen, welche länger zurückzuhalten, nachdem der erste Schritt gethan war, ich nicht den Muth besaß. Das Bewußtsein, daß meine treue und aufrichtige Neigung Ihnen kein Geheimniß ist, das Bewußtsein, daß Sie meine Liebe dulden und meiner sogar mit freundlicher Nachsicht gedenken, wird mir zum Troste gereichen, auch fern von Ihnen mich beglücken und mir nicht das Leben als ein verfehltes, als eine qualvolle Last erscheinen lassen."

Ohne ihn zu unterbrechen, hatte Renate den jungen Mann bis zu Ende angehört. Ihr schönes

Haupt hatte sie auf die Brust geneigt, und Thräne auf Thräne stahl sich unter den seidenen, fast auf den Wangen ruhenden Wimpern hervor. Hegte Heinrich aber noch irgend welche Zweifel, so mußten sie schwinden beim Anblicke der holden Erscheinung, die, ein Bild lieblicher, jungfräulicher Schüchternheit, vor ihm stand mit einem Ausdrucke, als ob sie noch lange, lange den an sie gerichteten Worten hätte lauschen mögen.

Und Heinrich begriff es auch; denn wenn seine Hoffnungen wirklich nicht weiter reichten, als er aus überströmendem Herzen betheuerte und zugab, wenn er sich auch alle Umstände in's Gedächtniß zurückrief, die sein Onkel ihm als die unübersteigliche Kluft bezeichnet hatte, so war seine Stimme doch bei jedem Worte, welches er sprach, wärmer und dringender geworden, während aus seinen Blicken die tiefe Innigkeit hervorleuchtete, die ihn beseelte.

Als er dann endlich schwieg und Renate in versöhnender Weise die Augen wieder zu ihm emporschlug, da durchbebte es ihn wie ein heiliger Schauer, und hingerissen von seinen Gefühlen, ergriff er ihre Hand.

„Ich danke Ihnen, Renate,“ sagte er tief bewegt, indem er ihre Hand an seine Lippen führte;

„es ist ein süßer Trost, den ich mit mir von hier fortnehme, es ist mehr, als ich je zu hoffen gewagt hätte, und ich habe keinen Grund, mit dem Geschick zu hadern, mit meinem Loose unzufrieden zu sein."

„Nein, gehen Sie nicht fort," entgegnete Renate kaum vernehmbar, und als ob sie befürchtete, zu viel gesagt zu haben, wich die Farbe von ihren Wangen; „gehen Sie wenigstens nicht in dieser Weise von mir."

Heinrich erschrak, als er diese, fast mit dem Ausdrucke der Angst gesprochenen Worte vernahm. Er glaubte seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen, und schwankend zwischen bangen Zweifeln und namenlosem Entzücken sah er Renaten in die Augen, daß diese, holdselig erglühend, ihre Blicke senkte.

„Wie soll ich, wie darf ich mir Ihre gütigen Worte deuten?" fragte Heinrich, noch immer Renatens Hand mit leisem Drucke zwischen den seinigen haltend.

Renate zögerte; dann aber sah sie schüchtern, jedoch mit einem süßen Lächeln zu ihm auf.

„Renate, unaussprechlich theure Renate!" rief Heinrich, der an die Wahrheit seines Glückes immer noch nicht zu glauben wagte, bebend und

erbleichend aus. „Ihr schweigendes Dulden meiner unauslöschlichen Liebe hätte mir zwar die Heiterkeit meines Lebens geraubt, indessen meine Lebenskraft nicht gebrochen; bedenken Sie dagegen, wie namenlos elend ich werden müßte, hätten Sie mir den Himmel gezeigt, nur um ihn mir demnächst unwiederbringlich zu entreißen. O, Renate, durch Ihr Schweigen erklären Sie sich zufrieden mit meiner Deutung, wie sie auch lauten möge, erwarten Sie nicht von mir, von meiner Ehre eine andere Entscheidung, als eine solche, die mit den Regungen meiner Seele im Einklange steht? Erwarten Sie nicht, daß ich mir die Warnungen meines Onkels in's Gedächtniß zurückrufe und mich durch diese in meiner Deutung bestimmen lasse?"

„Muß ich es denn aussprechen?" fragte Renate leise, während ihre Augen sich im Uebermaße ihres Entzückens umflorten. „Muß ich es denn klar und deutlich sagen, daß Ihre — Ihre Entscheidung — wie dieselbe mit Ihren Wünschen im Einklange steht, mich beglückt — sehr beglückt?"

Heinrich stand wie erstarrt da. Seine Blicke senkte er tief in die schönen Augen, die so fromm, so verheißend zu ihm aufschauten, und sanft, als

ob er befürchtet habe, die liebliche Gestalt vor ihm könne wie ein holdes Traumgebilde zerrinnen, zog er die Geliebte an sich. —

Der gute, biedere und so vorsichtige Doctor Bergmann, wenn er die beiden jungen Leute gesehen hätte, wie sie Hand in Hand nachbarlich bei einander saßen, wie sie Einer aus des Andern Augen gleichsam neues Leben schöpften und so freundlich und vertraulich zu einander sprachen, als ob sie Beide noch Kinder gewesen wären, wie es ihm dann wohl durch's Herz geschnitten hätte, daß man seinen treu gemeinten Rathschlägen so wenig Beachtung schenkte; wie es ihm wohl durch's Herz geschnitten hätte, deutlich zu vernehmen, daß Renate, das unerfahrene Kind, aus reiner Anhänglichkeit an ihn selbst, sogar seinem Herrn Neffen einmal über das andere Mal versprach, nur ihm und sonst keinem andern Menschen auf der Welt angehören zu wollen — o, wenn der gute Doctor das nur hätte hören können, ganz gewiß würde er sich nicht enthalten haben, einen welterschütternden stummen Accord auf seinem Stocke zu blasen, während seine stolze Haarpyramide sich ohne die Hülfe der ordnenden Hand vor Entsetzen noch um einen halben Zoll höher emporgesträubt hätte!

Aber der Doctor war ja nicht da; ahnungslos streifte er in der Stadt umher, von einem zum andern Krankenlager, und wenn er auch an Vieles, vielleicht an Alles dachte, ein so furchtbares Unglück, wie die heimliche Verlobung seines Neffen mit der jungen Gräfin Renate, hielt er nach den von ihm ergriffenen weisen Vorsichtsmaßregeln für geradezu unmöglich. —

Anders war es mit den alten Familienportraits, die dem jungen Paare gerade gegenüber hingen, und vor Allem mit den pausbackigen Engeln oben in dem gemalten Himmel.

Ja, da war überall Freude und Leben: die alten Herren mit den fürchterlich steifen Halskrausen, und die Damen mit noch größeren und steiferen Halskrausen und helmartigen Hauben hatten die größte Mühe, ernst zu bleiben und nicht in helles Lachen auszubrechen, wenn die beiden jungen Leute sich zärtlich zu einander hinneigten und sich gegenseitig die merkwürdigsten, dabei aber außerordentlich süß klingenden Dinge sagten. Und nichts weniger als unzufrieden sahen sie aus, die sonst so bedächtigen, stolzen Ahnen; im Gegentheile, sie schienen die Wahl ihres Urenkelkindes im höchsten Grade zu billigen; denn keinen Blick wendeten sie von Renaten und ihrem

Geliebten ab, gerade, als hätten sie sich am liebsten zwischen Beide gedrängt, mit der harmlosen Absicht, einige der zarten Liebkosungen als einen ihnen von Rechts wegen gebührenden Tribut für sich in Anspruch zu nehmen.

Wie die alten Ahnenbilder, so schauten auch die porzellanenen Blumenmädchen, Tänzerinnen und Schäfer auf dem Kamingesims gar munter darein, und wären die Blumen nur nicht an ihre Hände festgekittet gewesen, und hätten die zum Tanze gehobenen Füßchen nicht mit den niedlichen Postamenten aus einem Stücke bestanden, dann würden gewiß Alle behende von ihrem langweiligen Aufenthaltsorte heruntergeklettert sein, um dem jungen Paare, welches so überaus wichtige Gegenstände zu berathen hatte, daß es darüber die ganze übrige Welt vergaß, mit den zierlichsten Bücklingen Glück zu wünschen, es mit Blumen zu bewerfen und demnächst im lustigen Reigen um dasselbe herumzutanzen.

Die bronzenen Löwen, Hirsche, Luchse und sonstiges Gethier zusammen mit den erzenen Bacchanten und Bacchantinnen würden ebenfalls nicht gezögert haben, sich dem festlichen Zuge anzuschließen, und ein Zug wäre es gewesen, der im weiten Kreise um die beiden jungen Leutchen

herumgereicht hätte; und die Engel hätten von ihrem gemalten Himmel herab dazu gesungen, vielleicht auch aus ihrem Blumenvorrathe hin und wieder eine alte Posaune hervorgesucht und einen Festmarsch dazu geblasen, daß Doctor Bergmanns Flötenconcert reines Kinderspiel dagegen gewesen wäre und die stattlichen und zum Theil wohlbeleibten Ahnen, Herren wie Damen, sich vor Freude, Wohlbehagen und verhaltenem Lachen gerüttelt und geschüttelt hätten.

Die beiden jungen Leute hingegen, wäre wirklich ein solches Zaubermärchen um sie herum aufgeführt worden, würden sich nicht im mindesten darüber gewundert haben; denn seitdem das größte Wunder der Welt geschehen war, nämlich, daß sich ihre Herzen gefunden hatten, gab es für sie gar nichts mehr zu verwundern, höchstens, daß sie vor einer Stunde noch so fremd und förmlich gegen einander gethan und jetzt auf so vertrautem Fuße mit einander standen, sich sogar — allerdings erst nach einigen mißglückten Versuchen — ganz ohne Scheu mit „Du" anredeten und von ewiger Liebe und Treue mit einer Geläufigkeit sprachen, die sie sich selbst kaum zugetraut hätten.

Ja, sehr vertieft hatten sie sich in ihre Unter-

haltung, in der That so sehr, daß sie gar nicht merkten, wie die nach dem Nebengemache führende Thür sich leise öffnete, aber nur eine Hand breit, und Marie, die nicht ahnte, daß sie vielleicht stören könne, einen Blick durch die Spalte warf und dann mit dem Ausdrucke freudiger Ueberraschung schnell zurücktrat und die Thür wieder eben so leise zuzog.

Die gute Marie mit ihrem dankbaren, treuen Herzen, sie war ja so freudig bewegt durch die unverhoffte Entdeckung, und indem sie auf den Zehenspitzen zu ihrem kleinen Schützlinge zurückkehrte, sandte sie aus tiefstem Herzensgrunde ein frommes Gebet zum Himmel, reichen Segen herabflehend auf diejenigen, die in dem anstoßenden Gemache bereits den Himmel auf Erden gefunden zu haben meinten. —

Die Zeit verrann, und selbst Heinrich gelangte zu dem sehr verständigen Schlusse, daß er endlich, um seinen lieben Onkel nicht warten zu lassen, an den Aufbruch denken müsse.

„Und welchen Auftrag hatte der Doctor für mich, der so dringend war, daß die Ausführung desselben nicht einige Stunden aufgeschoben werden durfte?“ fragte Renate, ehe sie sich trennten,

mit einem unbeschreiblich holden, muthwilligen Lächeln.

„Ja, der Auftrag," antwortete Heinrich mit erheucheltem Schrecken; „wäre ich doch fast gegangen, ohne denselben ausgerichtet zu haben. Es handelt sich nämlich darum, daß zu morgen die entscheidende Zusammenkunft verabredet ist, und soll ich bei der gnädigsten Gräfin höflichst anfragen, ob Sie vielleicht geneigt wären, morgen in den ersten Nachmittagsstunden Fräulein Marie Reichart in Ihrem Wagen nach der Wohnung des Herrn Doctors Bergmann fahren zu lassen?"

„Wie seltsam das klingt," entgegnete Renate vertraulich, „so förmlich, so ungewohnt, und dennoch hat der Auftrag wohl ursprünglich so gelautet. Ich will ihn daher auch ganz in derselben Weise beantworten. Also: Die Gräfin Renate lassen ihrem väterlichen Freunde und getreuen Doctor ihren gehorsamsten Gruß vermelden und ihn zugleich benachrichtigen, daß ihre Freundin Marie zur bestimmten Stunde in der Wohnung des Herrn Doctors erscheinen wird."

Die beiden jungen Leute lachten heiter; sie flüsterten sogar noch einige Worte mit einander. Dieselben waren indessen nur für ihre eigenen

Ohren bestimmt und nicht dazu geeignet, jetzt schon in die Oeffentlichkeit gebracht zu werden.

Als Heinrich dann aber endlich die Thür öffnete und in die Vorhalle hinaustrat, wo er sich im Gesichtskreise eines Dieners befand, da verbeugte er sich noch einmal nach der Stube hinein mit einem so feierlichen Anstande, daß Renate sich eines neckischen Lächelns nicht zu enthalten vermochte.

## 5.
## Das Verhör.

Einen Theil seiner gewöhnlichen Nachmittagsbesuche hatte Doctor Bergmann einem Assistenz-Arzte übertragen. Er brauchte also nicht zu befürchten, gestört zu werden, und die Aufgabe, welche er sich für die nächsten Stunden gestellt hatte, war in der That wichtig genug, um die kleine Unregelmäßigkeit des sonst so gewissenhaften alten Herrn als vollständig gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Er saß in seinem Studirzimmer. Bei ihm befanden sich nur der Graf Hannibal Störberg und die Gräfin Clotilde Seiler, geborene Störberg.

Dieselben waren pünktlich eingetroffen und nicht wenig überrascht, anstatt in eine große Ver-

sammlung von Zeugen einzutreten, nur von dem Doctor Bergmann empfangen zu werden, der auf das verbindlichste um Verzeihung bat, daß er gezwungen sei, sie in sein Studirzimmer einzuführen, weil dasselbe sich, vermöge seiner abgesonderten Lage, am besten zur Erörterung und Abwicklung von Streitfragen eigne.

Der Graf beantwortete diese Entschuldigung mit einem herablassenden Kopfnicken; die Gräfin warf ihr reich geschmücktes Haupt hochmüthig empor und meinte, daß der elendeste Winkel zur Abwicklung von Geschäften gut genug sei — worüber der Doctor seinen Mund verstohlen zu einem schadenfrohen Lächeln verzog —, und dann ließen die beiden hohen Herrschaften sich herbei, mit unnachahmlicher Grandezza auf dem Sopha Platz zu nehmen, worauf der Doctor sich ihnen gegenüber vor ein großes, auf dem Tische liegendes Actenbündel niedersetzte.

Der Doctor hatte sich übrigens mit vieler Ueberlegung zu dieser Zusammenkunft vorbereitet, vor Allem aber den unerschütterlichen Vorsatz gefaßt, heute wieder einmal „der ruhigste Mensch von der Welt" zu sein und sich durch nichts, weder durch verletzende Aeußerungen, noch durch verächtliche Mienen und Geberden, aus seinem

Geleise bringen zu lassen, wofür schon allein seine höfliche und respectvolle Anrede zeugte.

„Bevor ich mir erlaube, zu dem eigentlichen Zwecke überzugehen, zu welchem ich frei genug war, die sehr geehrten Herrschaften zu incommodiren," begann er ausnehmend verbindlich, indem er zum innerlichen Grausen der Gräfin mit einem gewissen „plebejischen Selbstvertrauen" die mit der Tabaksdose bewaffnete Hand auf die Actenhefte legte, „muß ich dringend um Verzeihung bitten, Sie überhaupt incommodirt zu haben. Sie werden indessen im Verlaufe der Verhandlungen begreifen, daß ich eben den einfachsten Weg wählte, namentlich aber darauf Rücksicht nahm, Ihnen so wenig wie möglich Mühe zu verursachen."

Der Graf nickte wieder billigend, die Gräfin bemerkte gelangweilt, daß es dieser Vorrede nicht bedurft hätte und sie ungern ihre edle Zeit mit nutzlosen Erörterungen verliere, und der Doctor, nachdem er einen Anflug von Ungeduld niedergeräuspert, fuhr fort:

„Eine besondere Freude soll es mir gewähren, den geehrten Wünschen der gnädigen Frau stets entgegen zu kommen, und bitte ich daher um gütige Erlaubniß, unser ganzes Geschäft in

die Form einer Erzählung kleiden zu dürfen. Hieran knüpfe ich die zweite Bitte, daß die geehrten Herrschaften mich jederzeit unterbrechen mögen, wenn ich mir Unrichtigkeiten oder Irrthümer zu Schulden kommen lassen sollte."

Bei diesen Worten schlug er mit gewichtiger Miene das erste Actenheft auseinander, und indem er sich über dasselbe hinneigte, bemerkte er nicht, daß die Gräfin und ihr Bruder sich gegenseitig befremdet anschauten und Blicke des Einverständnisses und der Ermuthigung mit einander wechselten.

Nachdem der Doctor mehrere Blätter umgeschlagen hatte, scheinbar nach irgend Etwas suchend, in der That aber, um sich noch einmal den Vorsatz der ruhigsten Ueberlegung recht fest einzuprägen, nahm er den Faden seines Berichtes wieder auf.

„Vor zwanzig und einigen Jahren lebte in dieser Stadt ein gewisser Graf Störberg," hob er an, indem er sich auf seinem Stuhle zurücklehnte und, wie um sich zum Kampfe zu rüsten, seine Haarpyramide leicht emporschraubte. „Dieser Graf Störberg war glücklich verheirathet und besaß zwei Kinder, eine Tochter von ungefähr fünfzehn Jahren, Namens Clotilde, und einen

Sohn, Hannibal genannt, der wohl zwei Jahre jünger sein mochte."

Der Graf nickte beipflichtend, die Gräfin trommelte mit ihren sauber behandschuhten Fingern auf den Rand des Tisches und blickte gelangweilt zum Fenster hinüber, und der Doctor fuhr fort:

„Da starb nach kurzer Krankheit des Grafen Gattin, ein Fall, um so bedauernswerther, weil dadurch die beiden Kinder nicht nur mutterlos wurden, sondern das ganze Familienverhältniß sich auflöste. Die Verwandten der verstorbenen Mutter, aus Besorgniß, daß die Erziehung der beiden Geschwister vernachlässigt werden könne, nahmen sich derselben an, was um so leichter in's Werk zu setzen war, als der Vater, ein braver, ehrenwerther Mann, auf jeden Antheil von dem Vermögen seiner verstorbenen Frau zu Gunsten seiner Kinder Verzicht leistete. Es erfolgte also zuerst die Trennung zwischen Vater und Kindern, und dieser folgte leider nur zu bald eine gewisse Entfremdung nach, weil die Ansichten derer, die nunmehr über die Minorennen wachten, nicht immer mit den einfachen Ideen des Vaters übereinstimmten. Diese Entfremdung dehnte sich schnell so weit aus, daß Vater und

Kinder sich nur selten, und dann auch nur in Gegenwart von Zeugen sahen."

„Sie sind sehr genau unterrichtet, mein Herr," unterbrach die Gräfin den Doctor, und ihr heftigeres Trommeln verrieth ihr inneres Unbehagen. „Ich muß Sie indessen dringend bitten, sich in Ihrer ganzen Redeweise, sobald dieselbe meine zum Theil verstorbenen, zum Theil weit abwärts lebenden Verwandten betrifft, zu mäßigen und nicht zu vergessen, über wen und zu wem Sie sprechen."

„Ich werde mich befleißigen, meine gnädigste Gräfin, Ihren Wünschen nicht entgegen zu handeln; zugleich muß ich aber dabei stehen bleiben, daß ich mir bis jetzt noch nicht erlaubte, auch nur ein einziges Wort mehr zu sagen, wir mir zum Verständniß der Sache unumgänglich nothwendig erschien."

Ohne das eigenthümliche Geberdenspiel der Gräfin oder die sichtbare Besorgniß ihres Bruders weiter zu beachten, ging er sodann wieder zu seiner Erzählung über:

„Durch den Verlust der Gattin und in Folge der Trennung von seinen Kindern fühlte der Graf sich sehr vereinsamt, so vereinsamt, daß die Kreise, in welchen er so lange gelebt hatte, ihm

nicht mehr zusagten und er sich allmählich von denselben entfernte. Die Einzige, zu der er sich noch hingezogen fühlte, war eine hochbetagte und sehr reiche Tante von ihm, ebenfalls eine unverheirathet gebliebene Gräfin Störberg, die auch an ihm mit einer besondern Vorliebe hing. Merkwürdiger Weise dehnte diese alte Dame ihre Zuneigung nicht auf des Grafen Kinder aus, sondern diese hatten sich bei ihren gelegentlichen Besuchen nur einer sehr kalten Aufnahme von Seiten ihrer Großtante zu erfreuen. Auf diese würdige, hochachtbare Dame werde ich mir später erlauben, zurückzukommen."

Bei dieser Ankündigung verrieth der Graf eine scharf hervortretende Unruhe, während die Gräfin das Trommeln einstellte. Die große Ausführlichkeit des Doctors erfüllte sie mit Besorgniß. Sie vergegenwärtigte sich, was sie vielleicht noch hören müsse, wenn er fortfahren sollte, in dieser Weise zu erzählen. Der Doctor dagegen stellte sich blind gegen die Gefühlsäußerungen seiner Gäste. Es gewährte ihm sogar einen gewissen Genuß, ihnen das, was er ihnen zugedacht hatte, nach und nach in ganz kleinen „Dosen" zu verabreichen, und gleichmüthig fuhr er fort:

„Trotz seiner Anhänglichkeit an die alte Tante sehnte der Graf sich also fort von einer Stadt, in welcher er, wohin er sich auch immer wenden mochte, stets mit Verdruß und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte. Zu Letzterem mochte indessen noch ein anderer Umstand ganz besonders beitragen, der vorzugsweise hervorgehoben zu werden verdient: Indem der Graf sich nämlich mehr und mehr den alten, gewohnten Kreisen entfremdete, fühlte er sich in erhöhtem Grade zu Leuten hingezogen, die zwar keinen glänzend klingenden Namen aufzuweisen hatten, bei denen aber Treue und Redlichkeit zu Hause waren und die ihn stets freundlich und mit offenen Armen empfingen."

Der Graf kaute bei diesem Theile des Berichtes grimmig an seinen Nägeln, die Gräfin warf mit einem hämischen Kichern den Kopf stolz zurück, der Doctor dagegen, nachdem er seine Brille gerückt, erzählte weiter, als ob nichts vorgefallen wäre:

„In den Familien, in welchen der Graf gelegentlich verkehrte, lernte er ein junges Mädchen kennen, welches durch anmuthige Einfachheit und liebenswürdige Bescheidenheit seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Dieses junge Mäd-

chen war eine arme Waise und bekleidete die schwierige Stelle einer Erzieherin. Sie war also darauf angewiesen, sich ihr Brod mühsam zu erwerben, ohne dabei auf Dankbarkeit für gewissenhaft und mit Aufopferung ihrer besten Lebenskräfte geleistete Dienste rechnen zu dürfen. Des jungen Mädchens stilles, freundliches Wesen sprach den Grafen an; die Einförmigkeit und gewissermaßen auch Einsamkeit seines Lebens, das Vermissen von Personen, die ihm durch liebevolles Entgegenkommen das Herz erwärmt hätten, trugen wohl mit dazu bei, daß er in seinem reiferen Alter noch empfänglicher für dergleichen Eindrücke war und sich in aufrichtiger Liebe zu der armen, allein dastehenden Erzieherin hinneigte. Diese nun wieder war nicht unempfindlich gegen die sichtbare Bevorzugung des noch immer stattlichen Herrn; sie wußte, daß ihrer an seiner Seite ein zufriedenes, glückliches Loos harrte, und erfüllt von dem heiligen Willen: dem Grafen einen so freundlichen Lebensabend zu bereiten, wie zu bereiten in ihrer Macht lag, willigte sie sehr bald ein, die Seinige zu werden."

„Die Seinige!" wiederholte die Gräfin mit hämischem Ausdrucke und giftigem Lachen, während der Graf einen schwachen Versuch machte,

eine gleichgültige Miene anzunehmen, der indessen vollständig mißlang.

Der Doctor gab seiner Haarpyramide einen leichten Stoß, schlug sehr ruhig einige Blätter des Actenheftes um, und dann blickte er mit der freundlichsten und verbindlichsten Miene von der Welt zu den beiden Geschwistern hinüber.

„Ja, meine Gnädigste, die Seinige," wiederholte er darauf mit einer bezeichnenden Neigung seines Hauptes. „Und was noch mehr ist, das brave Mädchen erklärte sich sogar bereit, in Anerkennung der Rücksichten, welche der Graf betreffs seiner beiden, nunmehr schon erwachsenen Kinder zu nehmen gedachte, ihn weit fort nach einer andern Gegend zu begleiten. Streifte der Graf auch, indem er sich eine neue Zukunft begründete, alle Vorurtheile seines Standes von sich ab, so verlangte er doch nicht, daß Andere ein Aehnliches thun sollten, und in seinen Ansichten stimmte mit ihm überein diejenige, die fortan des Lebens Freud' und Leid mit ihm theilen wollte. Sie zogen also fort von hier..."

„Ohne getraut zu sein!" unterbrach die Gräfin den Doctor mit beißendem Hohne. „Sie zogen fort, der Graf und das feile Bürgermädchen — übrigens das Beste, was sie hätten thun können!"

Bei diesen Worten sprang der Doctor entrüstet empor, und mit beiden Händen abwechselnd seine Pyramide emporschraubend, beschrieb er mit hastigen Schritten einen Kreis, worauf er sich wieder als „der ruhigste Mensch von der Welt“ niedersetzte.

„Frau Gräfin, Sie sprachen von Ihrem Vater,“ bemerkte er feierlich; „doch das thut nichts zur Sache. Uebrigens, wenn es in Ihren Ohren angenehmer klingt, kann ich auch sagen statt: der Graf und seine dem Bürgerstande entsprossene Braut, der Graf und das Bürgermädchen. Dringend muß ich aber bitten, meine sehr edle Dame, alle unedlen Bezeichnungen, wie sie eben Ihren Lippen entschlüpften, für andere Gelegenheiten aufzusparen, widrigenfalls ich mich genöthigt sehe, mitten in der Verhandlung abzubrechen und die Fortsetzung derselben einem Rechtsanwalte anzuvertrauen.“

Die Gräfin erbleichte vor Zorn, doch wagte sie nicht, es auf's Aeußerste ankommen zu lassen; dagegen schleuderte sie ihrem Bruder einen so drohenden, verachtungsvollen Blick zu, daß dieser glaubte, nicht länger schweigen zu dürfen.

„Mein Herr,“ hob er an, die Augenbrauen finster zusammenziehend und die Spitzen seines

Schnurbartes kriegerisch emporwirbelnd, „ich muß Sie dringend ersuchen, nicht zu vergessen, zu wem Sie hier sprechen, widrigenfalls...“

„Widrigenfalls Sie sich veranlaßt sehen, sich unverrichteter Sache von hier zu entfernen?“ fragte der Doctor mit einer so zuvorkommenden Freundlichkeit, daß der Graf verlegen und zähneknirschend die Augen niederschlug. „Ich kann nur darauf hinweisen, daß mir nichts weniger in den Sinn gekommen ist, als Ihnen Zwang aufzuerlegen. Ich erlaubte mir, Sie zu einer freundschaftlichen Besprechung einzuladen, und sagt Ihnen diese nicht zu, so steht es Ihnen vollkommen frei, sich jederzeit zu entfernen.“

„Fahren Sie fort!“ befahl die Gräfin hochmüthig.

Der Doctor verneigte sich mit einem vielsagenden Lächeln und hob sogleich wieder an:

„Also, meine Herrschaften, der hochgeborene Graf und das arme, schlichte Bürgermädchen zogen fort nach einer kleinen Stadt. Sie hatten sich nicht trauen lassen, aus Rücksicht für des Grafen Kinder; sie wollten diesen das Naserümpfen und die Spöttereien ihrer Standesgenossen ersparen, von denen die meisten das stille Davongehen des Grafen mit einem Mädchen ohne Geld, Rang

und Namen für einen ganz guten Einfall hielten, wogegen sie eine Heirath als das Entwürdigendste verdammt hätten. Um aber auch dort, wo sie ihre neue Heimat zu gründen beabsichtigten, kein unangenehmes Aufsehen zu erregen, begaben sie sich am ersten Tage nach ihrer Ankunft auf ein etwa zwei Meilen weit entferntes Dorf, wo sie sich von dem hochbetagten Pfarrer in der Dorfkirche trauen ließen."

„Jedenfalls wird das Kirchenbuch genaueren Aufschluß darüber geben," warf die Gräfin jetzt wieder ein, doch war ihre Stimme nicht mehr ganz so fest, wie kurz vorher. „Außerdem müssen auch Zeugen bei der Trauung zugegen gewesen sein, welche aufzufinden nicht so sehr schwer halten dürfte."

„Leider fehlt in dem Kirchenbuche gerade da, wo nach der Zeitrechnung die Namen des Grafen und seiner jungen Frau stehen müßten, ein Blatt."

Hier zögerte der Doctor einige Secunden, und es entging ihm nicht, daß ein heller, dämonischer Hoffnungsschimmer über der Gräfin Antlitz flog, während deren Bruder, wie erleichtert, aufseufzte.

„Nicht minder mißlich ist," fuhr der Doctor

bedauernd fort, „daß die Zeugen nicht mehr herbeigeschafft werden können. Der alte Pfarrer selbst starb nämlich bereits vor neun oder zehn Jahren; sein eben so hochbetagter Küster, der eine Zeuge, war ihm vorangegangen, und der zweite Zeuge, ein junger Predigtamts=Candidat, der dem durch Alter und Krankheit gebrechlichen Pfarrer zur Hülfe beigegeben worden war, hatte sich zu derselben Zeit auf geheimnißvolle Weise entfernt, ohne das Ziel seiner Reise anzugeben. Er verscholl sehr bald, und man vermuthet, daß er in fremden Erdtheilen als Missionär unter den wilden Völkerschaften sein Ende gefunden."

„Und darauf hin, daß in dem Kirchenbuche ein Blatt fehlt und keine Trauzeugen aufzutreiben sind, sollen wir glauben, unser Vater sei zum zweiten Male verheirathet gewesen?" fragte die Gräfin mit verletzendem Hochmuth, und aus ihren Augen leuchtete ein teuflischer Triumph, der sogar ihren schwachherzigen Bruder wieder etwas aufrichtete.

„Um offen zu sein, meine gnädigste Gräfin," entgegnete der Doctor mit einer neuen, höflichen Verbeugung, wobei ein leichtes, schadenfrohes Lächeln um seinen Mund spielte, „ja, ich wünsche es, und zwar nicht nur dies, sondern ich wünsche

auch, daß die aus jener Ehe herrührenden Kinder von Ihnen anerkannt und in ihre vollen Rechte eingesetzt werden."

„Mein Herr, Sie treiben Ihre Anmaßungen zu weit," versetzte die Gräfin, den Kopf in der ihr eigenthümlichen Manier emporwerfend, „Ihre Anmaßungen grenzen sogar an das Lächerliche. Wie können sie erwarten und verlangen, daß die Familie der Störbergs, an deren Namen und Stammbaum bis jetzt noch kein Makel haftet, daß also die Familie der Störbergs auf bloße Muthmaßungen hin — um nicht zu sagen: auf absichtlich herbeigeführten, trügerischen Schein hin — die wilde Ehe eines ihrer Mitglieder mit einer Magd oder Haushälterin für gültig erkläre? Wie können Sie verlangen, daß den aus diesem Verhältnisse herstammenden Sprößlingen gleiches Recht mit den wahren Trägern des edlen Namens eingeräumt werde, das heißt, wenn überhaupt Sprößlinge aus jener Ehe hervorgegangen sind, und die in solchem Falle wahrscheinlich in den Spelunken des Verbrechens nachgesucht werden müßten? Nein, mein Herr, einem so kindlichen Glauben können Sie sich unmöglich im Ernste hingeben. Allein ich errathe Ihre Absicht: es hat sich ein Sprößling aus genanntem Ver-

hältnisse eingefunden; Sie wissen, wo derselbe sich befindet, und geleitet von gewiß sehr anerkennenswerthen Gesinnungen, suchen Sie nunmehr nach besten Kräften für denselben zu sorgen. Dazu hätte es indessen nicht einer so weitschweifigen Einleitung bedurft, noch weniger sind weitere Verhandlungen nothwendig, um — wie Sie es zu bezeichnen belieben — eine Einigung herbeizuführen. Sie wünschen von uns Mittel zur Erziehung des besagten Sprößlings zu erhalten, und wir wieder sind bereit, mit einer ansehnlichen Summe Geldes die Liebhabereien unseres verstorbenen Vaters zu bezahlen. Wir wollen, daß unser Name rein bleibe; fordern Sie daher, und fürchten Sie nicht, zu hoch zu greifen."

Der Doctor hatte ohne ein Zeichen von Ungeduld die Gräfin zu Ende sprechen lassen; nur gelegentlich fuhr die eine oder die andere Hand ordnend über seinen Scheitel, während sein gutes Gesicht einen immer freundlicheren Ausdruck annahm.

„In mancher Beziehung dürften Sie sich über meine Absichten nicht getäuscht haben, meine Gnädigste," hob er darauf mit überlegender Ruhe an; „in mancher dagegen sind Sie wieder etwas zu weit gegangen. Daß sich ein Kind aus jener

Ehe eingefunden hat, brauche ich kaum vor Ihnen zu bestätigen; dagegen muß ich mich durchaus gegen den Verdacht verwahren, als hätte ich diese Zusammenkunft nur zu dem Zwecke einer Bettelei zu Gunsten eines Schützlings gesucht. Allerdings richte ich eine Bitte an Sie, und recht dringend lege ich Ihnen diese Bitte an's Herz, nämlich, daß Sie die Ehe Ihres verstorbenen, braven Vaters nicht länger abläugnen, sondern dessen Kinder aus dieser Ehe als legitime Stiefgeschwister anerkennen mögen."

Etwa eine Minute sann die Gräfin bei diesem offen ausgesprochenen Verlangen nach. Sie zweifelte nicht länger, daß dem Doctor die nöthigen Beweismittel fehlten, und ihr Gesicht nahm statt der bleichen eine grünlich-gelbe Farbe an, in so hohem Grade erfüllte sie die Wuth über das nach ihren Begriffen unverschämte Ansinnen des Doctors.

„Sie weisen die von uns dargebotene Hülfe zurück," begann sie endlich mit erheuchelter Kälte. „Gut, aufzwingen können wir sie Ihnen nicht; hören Sie daher mein letztes Wort: Nicht eher werden wir uns von jetzt an zu irgend einer Unterstützung verstehen, als bis Sie uns durch das Vorlegen jenes Blattes aus dem Kirchenbuche

den klaren, untrüglichen Beweis geliefert haben, daß das Blatt nicht eigens zu dem Zwecke entwendet wurde, um den von Ihnen aufgestellten Muthmaßungen einen Schein von Wahrheit zu verleihen."

„Das wird nicht möglich sein, meine gnädigste Gräfin," antwortete der Doctor, seinen aufbrausenden Zorn nur mit Mühe niederkämpfend.

„So haben wir hier weiter nichts zu thun," entgegnete die Gräfin, indem sie sich stolz erhob.

„Nein, es wird nicht möglich sein," wiederholte der Doctor, ohne seine Stellung zu verändern, „denn es ist geschehen! Das Grab giebt seine Todten nicht zurück, und der letzte Beweis ist in Asche zerfallen!"

Wäre ein Blitz vor der Gräfin niedergefahren, so hätte das nicht vernichtender auf sie einwirken können, als die Worte, die sie einst in ihres Bruders und Merle's Gegenwart nach dem Verbrennen des Papiers sprach, und die jetzt der Doctor mit lauter Stimme und seltsam bezeichnendem Ausdrucke wiederholte.

Ueber ihr Gesicht verbreitete sich die fahle Blässe des Todes; ihre Hände stützten sich matt auf den Rand des Tisches, und ihre Blicke starr

auf den Doctor gerichtet, sank sie auf ihren Sitz zurück. Auf ihren Bruder achtete sie nicht; derselbe saß da, als ob er die Wirkung des Anblickes eines Medusenhauptes empfunden hätte. Der Schlag hatte zu sicher, zu unerwartet getroffen.

Mehrere Minuten verstrichen in dumpfem Schweigen. Mit innerem Triumphe gewahrte der Doctor, daß da, wo er sich vergeblich an die im Laster verhärteten Herzen wendete, die Furcht vor der Strafe ihn dennoch in den Stand setzte, seinen und Waller's Bemühungen den gewünschten Erfolg zu sichern. Eben so entdeckte er aber auch, daß die mit einem eisernen Willen begabte Gräfin sich nicht ohne neue und sehr harte Kämpfe als besiegt betrachten würde. Denn mit jeder Secunde, die verstrich, erhielten ihre Züge immer mehr den Charakter ihrer gewohnten Härte und des grenzenlosesten Hochmuths, bis sie endlich wieder ganz Herr ihrer selbst geworden war und auf den Doctor, wie auf ein tief unter ihr stehendes, in Menschengestalt gehülltes Geschöpf niederblickte.

„Mein Herr, mäßigen Sie Ihre Zunge!" sagte sie mit gänzlich veränderter, heiserer Stimme. „Glauben Sie nicht, daß Sie hier mit Kindern

zu thun haben, oder wie anders soll ich mir das Geschwätz deuten, welches Sie aus wer weiß welcher böswilligen Quelle schöpften, um in Verfolgung Ihrer Zwecke einen unrechtlichen Druck auf unsere Entschließungen auszuüben? Wir wollen indessen bleiben, um zu erfahren, wie weit unsere unbekannten Feinde mit ihren Anmaßungen gehen, um ihnen den entsprechenden Widerstand entgegenstellen zu können."

Der Doctor war wieder im Begriffe, entrüstet aufzuspringen, doch rechtzeitig gedachte er seiner Vorsätze. Um sein schnell wallendes Blut zu beruhigen, nahm er höchst bedächtig seine Zuflucht zu der Tabaksdose, und dann fuhr er fort:

„Hätte ich durch das, meine gnädigste Gräfin, was Sie böswilliges Geschwätz zu nennen belieben, nur eine Verlängerung Ihres geehrten Besuches erreicht, so wäre ich schon vollkommen zufriedengestellt, indem ich der festen Ueberzeugung lebe, daß im Verlaufe meiner weiteren Erzählung Ihre geehrten Ansichten sich noch vielfach ändern und den meinigen nähern werden. Lassen wir daher vorläufig die Erörterungen; schenken Sie mir eine kurze Zeit geneigtes Gehör, und nachdem ich meine ergebensten Mittheilungen beendigt

haben werde, bitte ich recht dringend darum, mich zu berichtigen und da, wo es Ihnen nothwendig erscheinen sollte, Ihre Gegeneinwendungen zu erheben."

Hier zögerte der Doctor wieder eine Weile. Die Gräfin lehnte sich vornehm zurück und schloß die Augen mit der Miene einer freiwilligen Märtyrin. In ihrem Innern aber kochte und siedete es, und entzog sie auch ihre Augen den forschenden Blicken des Doctors, so entging diesem doch nicht, daß eben nur die Furcht vor den muthmaßlichen Folgen sie zum Ausharren veranlaßte und sie die ergebene Dulderin heuchelte, um desto ungestörter über ihre Lage nachdenken und neue Ränke ersinnen zu können. Sie bildete einen eigenthümlichen Gegensatz zu ihrem Bruder, der fast regungslos vor sich niederstarrte und nur hin und wieder eine kurze, heftige Bewegung machte, wie um die Furcht, die ihn ergriffen hatte, mit Gewalt von sich abzuschütteln.

Nachdem der Doctor die beiden Geschwister einige Secunden sinnend betrachtet hatte, nickte er zustimmend, worauf er die unterbrochene Erzählung wieder aufnahm:

„Nach der Verheirathung des Grafen Störberg mit dem armen Bürgermädchen verlebten

die beiden Gatten eine Reihe von Jahren in ungetrübter Zufriedenheit. Noch im ersten Jahre ihrer Ehe wurde ihnen ein Sohn geboren, den sie Paul taufen ließen, und sieben Jahre später gesellte sich zu diesem Paul noch ein Schwesterchen, welches nach seiner Mutter den Namen Elisabeth erhielt, der indessen in Lieschen abgekürzt wurde.

„Mit der Geburt des kleinen Mädchens schien leider das stille, zufriedene Loos der beiden Gatten sein Ende erreicht zu haben. Die Mutter begann zu kränkeln, und das kleine Lieschen hatte noch nicht das erste Jahr zurückgelegt, da stand der Graf mit seinen beiden unmündigen Kindern am Sarge seiner Gattin, tief trauernd und mehr als je empfindend die unheimliche Leere, in welche er plötzlich zurückgeschleudert worden war. Scheu vermied er, neue Bekanntschaften anzuknüpfen, und obwohl er die Sorge für seine Tochter vorzugsweise fremden Leuten und den Dienstboten überlassen mußte, so darf doch behauptet werden, daß er mit größter Gewissenhaftigkeit der Erziehung seiner Kinder lebte.

„Mit seinen beiden ältesten Kindern, die sich in der Hauptstadt nur in den glänzendsten Kreisen bewegten und von welchen die Tochter sich ver=

heirathet hatte, kam er fast gar nicht mehr in Berührung. Er selbst sehnte sich nicht nach seinen alten Bekannten und Freunden zurück, und denen, die ihn noch nicht vergessen hatten, wäre er auch wohl schwerlich willkommen gewesen. Nur mit dem Predigtamts-Candidaten, der einst seiner Trauung als Zeuge beiwohnte, einem braven, rechtschaffenen Manne, hielt er noch einen gewissen freundschaftlichen Verkehr aufrecht. Die Lage der Verhältnisse war indessen derartig, daß sie einander nicht so häufig sahen, wie sie eigentlich wünschten.

„Der Candidat, Waller war sein Name, hatte nämlich die Hülfsstelle bei dem alten Landpfarrer aufgegeben, weil er wegen mangelnder Protection nicht darauf rechnen durfte, dessen Nachfolger zu werden. Er war nach einer benachbarten größeren Stadt gezogen, wo er durch Unterrichtertheilen sich ein erträgliches Auskommen sicherte und mit der ihm eigenthümlichen freudigen Geduld der Zeit entgegenharrte, in welcher es ihm vergönnt sein würde, in das Amt eines treuen Hirten bei einer Gemeinde einzutreten. In seinen Hoffnungen wurde er bestärkt durch den Grafen, der fortfuhr, die wärmste Theilnahme für ihn an den Tag zu legen. Doch wie ich

schon erwähnte, die beiden Freunde sahen sich nur selten, indem die Stadt, in welcher Waller wohnte, und das Städtchen, welches der Graf zu seiner Heimat gewählt hatte, durch einen Zwischenraum von zwei Meilen von einander getrennt waren.

„Sie sehen, meine geehrten Herrschaften, ich vermeide geflissentlich, Namen zu nennen, von denen ich annehmen darf, daß sie bekannt sind; mir wird dadurch das Erzählen nicht erschwert, Ihnen dagegen das Zuhören erleichtert. Ich fahre also fort: Eine Begebenheit, die gerade in jene Zeit fällt und in innigem Zusammenhange mit der ganzen Geschichte steht, darf ich nicht unerwähnt lassen.

„Der alte Pfarrer, der einst die Trauung des Grafen vollzog, stand ziemlich allein und vereinsamt in der Welt da und hatte zu seiner Pflege ein junges Mädchen, Dorothea, nachmalige verehelichte Merle, zu sich genommen."

Hier zögerte der Doctor eine Weile; ihn fesselte die Wirkung, welche die Nennung der beiden Namen auf die Geschwister ausübte.

Die scheinbar theilnahmlose Gestalt der Gräfin durchlief ein kaum bemerkbares convulsivisches Zittern, doch öffnete sie die Augen nicht. Der

Graf dagegen schrak heftig zusammen, als ob die erste Andeutung, daß keine seiner sträflichen Handlungen unentdeckt geblieben sei, ihm die letzte Probe von Lebenskraft geraubt habe.

Wiederum blätterte der Doctor zwischen den Actenheften, jedoch mehr, um seine Zuhörer neue Fassung gewinnen zu lassen, als um die Reihenfolge der zu berichtenden Begebenheiten noch einmal zu überfliegen.

„Diese Dorothea also," fuhr er dann fort, „pflegte nicht nur den alten Herrn, sondern sie führte auch dessen kleine Haushaltung, und zwar mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, daß ihr Brodherr, der sein Ende herannahen fühlte, sich stets in anerkennendster Weise über sie äußerte und ihr sogar in seinem Testamente ein seinen bescheidenen Verhältnissen entsprechendes Legat auszusetzen versprach.

„Da erschienen eines Tages in dem Dorfe ein vornehmer Herr und eine eben so vornehme Dame. Unter dem Vorwande, die Kirche in näheren Augenschein nehmen zu wollen, gelang es ihnen leicht, mit Dorothea in Berührung zu kommen und sie zu veranlassen, sie in der Stadt, wo sie sich zur Zeit gerade aufhielten, zu besuchen. Es gelang ihnen dies um so leichter,

als Dorothea einen Geliebten hatte und durch den Einfluß der vornehmen Herrschaften eine auskömmliche Lebensstellung für diesen zu gewinnen hoffte.

„Dorothea ging; sie ging mit leichtem Herzen, kehrte aber mit schwerem Herzen zurück. Sie hatte für eine erhebliche Geldsumme die Verpflichtung übernommen, ein ihr genau bezeichnetes Blatt heimlich aus dem Kirchenbuche zu schneiden und zu entwenden.

„Der Kampf zwischen Recht und Unrecht dauerte nicht lange. Dem jungen Mädchen winkte die Aussicht auf eheliches Glück und einen wohleingerichteten Hausstand, und — sie unterlag. Das entwendete Blatt brachte sie ihren Verführern, die nicht einmal die Vorsicht gebrauchten, dasselbe zu vernichten; sie erhielt neben den furchtbarsten Drohungen den versprochenen Lohn, und zu nicht geringem Erstaunen ihres greisen Brodherrn trennte sie sich von diesem, um sich zu verheirathen.

„Das arme, getäuschte Geschöpf hat seine Unredlichkeit theuer genug gebüßt, und nur dadurch, daß ihr Mann vor einigen Tagen mit den nothdürftigsten Mitteln ausgerüstet wurde, um durch schnelles Entfliehen nach Australien einer schweren

Zuchthausstrafe aus dem Wege zu gehen, ist es gelungen, sie und ihre einzige Tochter dem verderblichen Einflusse dieses gewissenlosen Verbrechers zu entziehen. Sie lebt jetzt, obwohl kränkelnd, durch die freundliche Vermittlung einer edlen Dame in erträglichen Verhältnissen.

„Doch ich schweife zu weit ab, und wie die Frau Gräfin gütig genug waren, mir mitzutheilen, ist Ihnen die Zeit nur sehr kärglich zugemessen.“

Die Gräfin machte bei dieser beißenden Bemerkung eine hastige Bewegung verzweiflungsvoller Ungeduld, der Graf klirrte, wie ein Schlaftrunkener, mit den Sporen; der Doctor aber ließ sich dadurch nicht in seinem Vortrage stören.

---

## 6.
## Das Urtheil.

„Bald nachdem Dorothea ihrem Bräutigam nachgezogen war,“ begann der Doctor nach kurzer Pause, „starb der alte Pfarrer; sein langjähriger Gefährte, der hochbetagte Küster, war ihm ein halbes Jahr vorausgegangen. Waller war mithin der Einzige und Letzte, der, nach der Entwendung des Blattes aus dem Kirchenbuche, Aufschluß über die Gültigkeit von des Grafen Ehe zu geben vermocht hätte. Doch auch diesen zu beseitigen, gelang leicht, da man es mit den solchen Zweck fördernden Mitteln nicht so sehr genau nahm.

„Ich muß indessen noch einmal weit zurückgreifen, bis zu der Zeit zurückgreifen, in welcher der Graf mit seiner jungen Braut dieser Stadt den Rücken kehrte.

„Von seiner Tante, der bejahrten Gräfin, die neben den Sonderbarkeiten einer alten Jungfrau auch wieder das weiche Herz eines Kindes und eine unbeschreibliche Menschenfreundlichkeit besaß, habe ich bereits gesprochen. Diese alte, gütige Dame nun hatte ein mutterloses Landkind, Marie Reichart, zu sich genommen und demselben die sorgfältigste und weit über seinen Stand hinausreichende Erziehung angedeihen lassen. Daß das Kind, trotz des plötzlichen Ueberganges von den bescheidensten Verhältnissen zu Glanz und Ueberfluß, stets seinen einfachen, dankbaren Sinn bewahrte, zog das Herz der wohlwollenden Dame immer mehr zu demselben hin, so daß allmählich zwischen Beiden das stillschweigende Uebereinkommen entstand, sich nur durch den Tod von einander trennen zu lassen.

„Ich übergehe die Kränkungen, welche die zur lieblichen Jungfrau erblühende Marie Reichart im Hause ihrer Wohlthäterin von deren Verwandten zu erdulden hatte, die, eifersüchtig auf den Einfluß und die Stellung des jungen Mädchens, dieses aus dem Herzen und dem Hause der Gräfin zu verdrängen suchten. Ich deute dies nur an, um darzulegen, daß gerade diese Kränkungen wohl Hauptursache waren, daß die

Gräfin sich noch in ihren letzten Lebensjahren dafür entschied, ihren Wohnsitz zu wechseln. Sie zog fort, Marie Reichart begleitete sie, und in der Stadt, in welcher damals Waller lebte, ließen sie sich häuslich nieder. In der Wahl ihres Wohnsitzes hatte sie vorzugsweise die Nähe des alten Grafen bestimmt, der denn auch dort, wie er schon hier gethan, seine alte Tante gelegentlich besuchte und stets von ihr mit der größten Herzlichkeit empfangen wurde.

„Marie Reichart bildete bei solcher Gelegenheit gewöhnlich die Dritte im Bunde, denn es gab nichts, was in ihrer Gegenwart zu besprechen die beiden alten Leute sich gescheut hätten. So wußte auch Marie, daß der Graf zum Universalerben seiner Tante eingesetzt worden war und deren Nachlaß dereinst unter dessen zwei Kinder zu gleichen Hälften vertheilt werden sollte. Merkwürdiger Weise hatte Marie nur einmal flüchtig die beiden nachgeborenen Kinder im Hause der Gräfin gesehen, ohne zu ahnen, daß diese ebenfalls Nachkommen des Grafen seien. Sie hielt dieselben eben für entfernte Verwandte und wußte nicht anders, als daß der Graf seit vielen Jahren Witwer sei.

„Offenbar hat die alte Gräfin nie mit ihr

eingehender über die Familienverhältnisse ihres Neffen gesprochen, und Waller wieder, der Zeuge bei der stillen Trauung gewesen, betrachtete die ganze Begebenheit als ein fremdes Geheimniß, über welches er nicht nach Willkür verfügen dürfe. Hatte es doch zu klar am Tage gelegen, daß der Graf seine geheimnißvolle Verheirathung nicht vor die Oeffentlichkeit gebracht haben wollte. Aus allem diesem erklärt es sich, daß Marie, so oft beiläufig die Rede von des Grafen Kindern war, an die beiden erstgeborenen dachte; eben so werde ich zu erklären suchen, weshalb sie nicht durch Waller den eigentlichen Thatbestand erfuhr.

„Wie sich voraussehen ließ, war Marie durch des Grafen Verkehr im Hause ihrer Wohlthäterin auch mit Waller bekannt geworden. Die beiden jungen Leute fanden Gefallen an einander, und es bildete sich bald ein Verhältniß zwischen ihnen, welches in eine glückliche Vereinigung zu endigen versprach. Die alte Gräfin erklärte sich mit Mariens Wahl einverstanden, der Graf sprach offen seine Freude über seines jungen Freundes Entschluß aus, und Alles gestaltete sich so, wie Marie Reichart und ihr Bräutigam nur immer hätten wünschen können.

„Da erkrankte die Gräfin auf den Tod. Marie,

die mit inniger Liebe und einem tiefen Gefühle der Dankbarkeit an ihrer Wohlthäterin hing, wich nicht von ihrem Lager und wachte über sie mit einer Sorgfalt, mit welcher wohl eine Mutter ihr krankes Kind pflegt.

„Obwohl das Scheiden der alten, gütigen Dame für Marie und ihren Bräutigam gewissermaßen der Zeitpunkt ihrer Vereinigung sein sollte, so dachte Marie doch nur mit bangem Zagen an die bittere Trennungsstunde, und so gewissenhaft war sie in der Ausübung ihrer Pflichten, daß sie sich nicht ein einziges Mal von dem Lager ihrer Wohlthäterin entfernte, um ihren Bräutigam zu sehen und zu sprechen.

„Die sterbende Gräfin hätte ihr daher auch keinen besseren Beweis von treuer Anhänglichkeit geben können, als daß sie in ihren letzten Lebensstunden, außer ihr, keinen andern Menschen um sich duldete und sie beständig in ihrer eigenthümlichen, wohlmeinenden Weise tröstete.

„Im Bewußtsein, daß ihr Ende herannahe, und in der Voraussetzung, daß nach dem Bekanntwerden ihrer Krankheit von nah und fern Verwandte herbeieilen würden, um bei der Theilung der reichen Erbschaft ihre vermeintlichen Ansprüche geltend zu machen, hatte sie Marie sogar brin-

gend anbefohlen, außer ihrem Neffen, dem alten Grafen Störberg, Niemanden zu ihr zu lassen.

„Sie wünschte von Schmerzensausbrüchen und Beileidsbezeugungen, deren Aufrichtigkeit sie glaubte in Zweifel ziehen zu müssen, verschont zu bleiben.

„Ich erlaube mir, zu bemerken, meine Herrschaften," fügte der Doctor ernst und bezeichnend hinzu, als er gewahrte, daß Clotilde vor ohnmächtiger Wuth und Entsetzen ihre Leidenschaften kaum noch zu zügeln vermochte, „ja, ich muß bemerken, daß meine Worte keineswegs willkürliche Aeußerungen meiner eigenen Gefühle sind; dieselben beruhen auf strengen Nachforschungen, die genau protokollirt hier vor mir liegen und, wenn Sie es darauf ankommen lassen wollten, auch vor Gericht ihre volle Gültigkeit haben dürften."

Die Gräfin schien von krampfhaften Zuckungen befallen zu werden; ihr Bruder glich nur noch einem willenlosen Automaten, und der Doctor, allmählich ruhig und kalt wie Eis geworden, begann von Neuem:

„Mit der Erkrankung der Gräfin hatte der armen Marie bisher so glückliches Loos sein Ende

erreicht und es folgte eine lange Reihe der bittersten Täuschungen und schwersten Prüfungen.

„Die Prüfungen begannen damit, daß der Graf, von dem die alte Dame in ihrer letzten Stunde freundlichen, tröstlichen Zuspruch erwartete, eines plötzlichen Todes verstarb, und Marie, um sein Nichterscheinen zu erklären, ein nicht unbedenkliches Erkranken als Grund dafür angeben mußte.

„Von diesem Augenblicke an erwartete denn auch die besorgte Gräfin ihren Neffen nicht mehr; dagegen rieth sie dringend, er möge seine Gesundheit schonen und sich zu keinen Unvorsichtigkeiten hinreißen lassen, indem sein verfrühter Tod zu den unseligsten Verwirrungen Veranlassung geben würde. Der brave Mann aber lag um jene Zeit schon in seinem Grabe; er war von seinen beiden ältesten, bereits seit mehreren Tagen in der Nähe weilenden Kindern feierlich bestattet worden.

„Bald darauf trat auch der von Marie so sehr gefürchtete Fall ein. Die Gräfin starb in den Armen ihrer treuen Pflegerin, und kaum hatte diese ihrer Wohlthäterin die Augen zugedrückt, da befanden sich auch schon die beiden ältesten Kinder des verstorbenen Grafen in dem

Gemache, um, wie sie vorgaben, am Sterbelager ihrer unvergeßlichen Großtante zu beten.

„Auf eine nicht mißzuverstehende Andeutung entfernte sich Marie, und erst nach zwei Stunden erschienen die beiden Geschwister wieder, um sogleich eine Versiegelung anzuordnen, überhaupt alle diejenigen Vorkehrungen zu treffen, die in einem solchen Falle üblich und gebräuchlich.

„Welcher Art die Gebete waren, mit denen die trauernden Geschwister sich in dem Sterbegemache beschäftigten, dürfte sich nicht ganz genau ermitteln lassen; möglich aber wäre, durch den Rechtsbeistand der verstorbenen Gräfin heute noch in Erfahrung zu bringen, was die beiden Codicille enthielten, die dem Testamente beigefügt waren, bei Eröffnung des mit der Gräfin eigenem Petschaft versiegelten letzten Willens aber nicht vorgefunden, freilich auch nicht vermißt wurden. Eben so würde durch Marie Reichart, die in den letzten Wochen der Gräfin Krankenbett kaum verließ, leicht festzustellen sein, daß die Sterbende in dieser Zeit ihr Testament nicht mehr in die Hand nahm, noch weniger aber eines der Codicille vernichtete. Dergleichen liegt indessen nicht in unserer Absicht; namentlich bringt Marie Reichart auf eine Nichtuntersu-

chung, weil sie weiß, daß in dem einen Codicill von ihr selbst die Rede war. Sie betrachtet sich heute noch zu tiefstem Danke gegen ihre Wohlthäterin verpflichtet für die Erziehung, welche dieselbe ihr hat angedeihen lassen, und trägt daher kein Verlangen nach irdischen Gütern, die ihr mißgönnt wurden."

Bei diesen Mittheilungen seufzten die beiden Geschwister auf, als sei eine schwere Last von ihrer Seele genommen worden; das Bewußtsein aber, sich vollständig in des Doctors Gewalt zu befinden, erfüllte sie mit einem solchen Hasse gegen denselben, daß eben nur die Furcht vor den leicht zu berechnenden Folgen sie davon abhielt, ihrer Wuth in Worten und Geberden Ausdruck zu geben. Doch welcher Art auch die Gefühle waren, die mit unwiderstehlicher Wucht auf sie einstürmten, der Doctor beachtete dieselben nicht und fuhr mit einer Gemessenheit fort, die über den Ernst ihrer Lage keinen Zweifel ließ:

„Es folgte die Eröffnung des Testaments, laut dessen der Graf Störberg als Universalerbe eingesetzt wurde. Der alte Graf war aber todt; da das Testament indessen noch bei seinen Lebzeiten aufgesetzt worden war, so erwies sich aller Einspruch, den man von manchen Seiten er-

hob, als vergeblich, und da ferner, außer dem Candidaten, Niemand die Familienverhältnisse genauer kannte, so wunderte sich auch Keiner, daß die beiden erstgeborenen Kinder des verstorbenen Grafen von dem ganzen Vermögen Besitz ergriffen und mit diesem hierher zurückkehrten. Man belobte sogar noch ihren Edelmuth, welchen sie dadurch bewiesen, daß sie die beiden illegitimen Kinder ihres Vaters, als welche dieselben, zur größten Ueberraschung Aller, die sie kannten, hingestellt wurden, ebenfalls mit sich fortnahmen und für deren Zukunft zu sorgen sich anheischig machten.

„Ich übergehe die Kränkungen, welche die arme Marie Reichart während der letzten Stunden ihres Aufenthaltes in dem gräflichen Hause zu erdulden gehabt hat; eben so die entwürdigende Weise, in welcher man ihr mit Geld die Pflege ihrer verstorbenen Wohlthäterin zu bezahlen gedachte. Ich übergehe Beides, auf Marie Reichart's ausdrücklichen Wunsch. Nicht übergehen aber darf ich die Art und Weise, in welcher man das arme Mädchen um das längst erhoffte Lebensglück betrog, weil — nun, weil der letzte Zeuge, der die Verheirathung des Grafen hätte bestätigen können, beseitigt werden mußte.

— Zittern Sie immerhin, Herr Graf, schleudern Sie Ihre erbittertsten Flüche gegen mich, Frau Gräfin, es soll mich dies nicht abhalten, meine Pflicht zu erfüllen; Sie aber mögen von Glück sagen, daß ich, ein einfacher Privatmann, als Kläger und zugleich als Richter vor Sie hintrete, und nicht Jemand, dessen Beruf es ist, öffentlich mit unerbittlicher Strenge jeden Buchstaben des Gesetzes zur Geltung zu bringen!

„Wie das Geschick häufig die verbrecherischen Pläne der Menschen mehr begünstigt, als ihre guten, so geschah es auch hier. Es war, als ob ein finsterer Dämon damals über den unschuldig Bedrängten gewaltet habe, mit der Absicht, allen bösen Anschlägen zu deren Verderben das Gelingen zu sichern. So mußten der alte Pfarrer und sein Küster sterben, so mußte der Diebstahl an dem Kirchenbuche unentdeckt bleiben — was übrigens kein Wunder, denn wer hätte wohl geahnt, daß der Graf in einer Dorfkirche getraut worden, und gerade dort Nachforschungen angestellt? So mußte der Graf noch vor seiner treugesinnten Verwandten hinübergehen und endlich auch Waller, von Verzweiflung getrieben, seine junge Braut fliehen. O, diese letzte That sie mag mit Recht eine schwarze genannt werden,

weil zu einem schändlichen Zwecke das Lebensglück zweier unschuldigen, braven Menschen mit kaltem Blute geopfert wurde!

„Soll ich mit meiner Erzählung fortfahren, oder sind die Herrschaften jetzt geneigt, blindlings auf die von mir gestellten Bedingungen einzugehen?" fragte der Doctor nach kurzem Sinnen.

Der Graf blickte ängstlich fragend zu seiner Schwester auf, die wieder mit geschlossenen Augen, das Bild wild erregter, strafbarer Leidenschaften, da saß; er hätte gern zustimmend geantwortet. Die Gräfin dagegen in ihrer Verstocktheit blieb sich noch immer gleich; noch immer hoffte sie, daß des Doctors Drohungen übertrieben seien, ihr selbst sich aber ein Weg eröffnen würde, trotzig und verachtungsvoll aus einer so tief entwürdigenden Lage hervorzugehen. Zu einem Vergleiche war ja noch immer, selbst im letzten Augenblicke, Zeit genug.

„Fahren Sie fort," antwortete sie daher dem Doctor mit einer höhnischen Kälte, die selbst ihren zagenden Bruder erschreckte, und der alte Herr, nachdem er seiner Haarpyramide einen kleinen Schwung gegeben, leistete der an ihn gerichteten Aufforderung Folge.

„Wohlan, wie Sie befehlen, meine gnädige Gräfin. Wie ich bereits erwähnte, wurde Marie durch die Krankheit ihrer Wohlthäterin mehrere Wochen hindurch so an deren Lager gefesselt, daß sie kaum Zeit gewann, hin und wieder ein kurzes Briefchen an ihren Verlobten zu richten; noch weniger sah oder sprach sie ihn. Es befremdete sie zwar, nie eine Antwort zu erhalten, doch zweifelte sie deshalb weder an des Geliebten Treue, noch an seiner Liebe. Sie vertraute eben in ihn, wie in eine Gottheit; trotzdem aber bemächtigte sich ihrer allmählich eine gewisse Unruhe, die ganz abzustreifen sie sich vergeblich bemühte.

„In ähnlicher Weise erging es Waller; auch seine Briefe blieben unbeantwortet. Doch beruhigte er sich leichter, indem er Mariens Schweigen dem hoffnungslosen Zustande der Gräfin zuschrieb, durch welchen die Zeit seiner jungen Braut gänzlich in Anspruch genommen wurde. Der eigentliche Grund dafür war indessen, daß man alle Briefe geschickt zu unterschlagen gewußt hatte, um — nun, um den niederträchtigsten Schurkenstreich auszuführen, der jemals unter der Sonne ausgeführt worden ist."

„Mein Herr!" rief der Graf aus, indem er

klirrend und polternd emporsprang, denn bei diesem Stichworte glaubte er nicht anders handeln zu dürfen, und es war, als ob durch dasselbe plötzlich sein gesunkener Muth wieder geweckt worden wäre. Vielleicht gedachte er auch der Möglichkeit, einen so gefährlichen Feind auf dem Wege des Zweikampfes unschädlich zu machen.

„Ereifern Sie sich nicht, Herr Graf," entgegnete der Doctor beruhigend, „denn meine Schuld ist es am wenigsten, wenn Sie sich durch meine Aeußerungen verletzt fühlen; ich glaube wenigstens, bis jetzt noch nicht Ihren Namen genannt zu haben."

Der Graf, gestreift von einem giftigen Blicke seiner Schwester, sank auf seinen Sitz zurück, und der Doctor, der jetzt wirklich der ruhigste Mensch von der Welt war, fuhr fort:

„Etwa acht Tage vor dem Tode der alten Gräfin stellte sich also bei Waller ein junger Officier ein und forderte ihn zu einem vertraulichen Gespräche auf. Letzterer willigte sogleich ein, und der Officier theilte Waller zu dessen namenlosem Entsetzen mit, daß er, überwältigt von Mariens Reizen, dieser seine Hand angetragen habe. Marie nun wieder habe seine Er-

klärung gütig aufgenommen, sei indessen zu redlich, um ihrem Verlobten das gegebene Wort zu brechen, und ersuche er selbst daher den Herrn Waller, als einen Mann von Ehre, dem Glücke seiner Geliebten nicht hindernd in den Weg zu treten und seinen Ansprüchen in aller Form zu entsagen.

„Waller, diese redliche Seele, der eher Alles, als eine solche Hinterlist für möglich gehalten hätte, brach unter dem wohlberechneten Streiche wie vom Blitze getroffen zusammen, und lange dauerte es, bis er die Worte: „Es ist nicht möglich!" hervorzubringen vermochte.

„Der Officier, tief gerührt durch den Ausdruck des unsäglichsten Schmerzes, übersah wohlwollend den Zweifel an seiner Wahrheitsliebe und suchte denselben sogar zu zerstreuen, indem er Waller einen von Mariens Hand geschriebenen Brief vorlegte, in welchem dieselbe den jungen Officier in ihrer lieben, herzigen Weise anredete und ihre unverbrüchliche Liebe betheuerte.

„Ich lasse unerörtert, ob der Brief gefälscht war oder ob einer der unterschlagenen Briefe des armen Mädchens zu diesem Zwecke verwendet wurde. Waller, zu redlich, um einen derartigen groben Betrug zu ahnen und Argwohn zu fassen,

gelangte wirklich zu dem Glauben, daß Marie ihm nur aus Pflichtgefühl ihre Treue bewahrt habe, und eben so schnell gelangte er zu dem Entschlusse, ihr den größten Beweis seiner unwandelbaren Liebe dadurch zu liefern, daß er ihr die vollste Freiheit des Handelns zurückgebe. Nur wiedersehen, und zwar selbst unbemerkt wiedersehen wollte er die noch einmal, in deren Gemeinschaft er den schönsten Traum seines Lebens träumte.

„Er zögerte nicht, dem Officier seinen Wunsch vorzutragen, und als dieser großmüthig denselben zu erfüllen versprach, bat er ihn unter Thränen, deren sich kein braver Mann zu schämen braucht, den Werth des jungen Mädchens nie zu unterschätzen, es nie empfinden zu lassen, daß es einst mit einem Andern versprochen gewesen, sondern es zu ehren und zu achten als ein ihm von Gott anvertrautes Kleinod.

„Marie besitzt einen reinen, einen edlen Charakter, fügte Waller dann noch hinzu, indem er dem Officier die Hand schmerzerfüllt drückte; begründe ich durch meine Entsagung ihr Glück, so soll das mein Trost auf meinem einsamen Lebenswege sein. Vergessen Sie dagegen nie, daß für jede trübe Stunde, welche Sie dem guten,

lieben Wesen bereiten, Sie dereinst zur Rechenschaft gezogen werden von Ihm, vor dem es keinen Unterschied des Ranges und der Geburt giebt; denn nicht aus Hochmuth oder Besorgniß um die Zukunft hat Marie, nachdem sie den Irrthum ihres Herzens entdeckt, sich in Liebe zu Ihnen hingeneigt. Hochmuth liegt ihrem Charakter unerreichbar fern, und die Besorgniß um die Zukunft — ach, ich glaubte ja die Kraft zu besitzen, sie glücklich zu machen! Alles ist dahin, und ich muß fort — fort, weit fort, um Mariens willen, um meiner selbst willen — nur noch einmal möchte ich sie sehen."

Die einst von Waller gesprochenen Worte hatte der Doctor von einem der vor ihm liegenden Blätter abgelesen. Er gewahrte daher nicht, daß der Graf sich mit einem wahren Ausdrucke des Entsetzens immer weiter zu ihm überneigte, wie um sich keinen Laut entgehen zu lassen. Eben so bemerkte er nicht, daß die Gräfin ihren Bruder leise anstieß und ihn durch einen drohenden Blick mahnte, auf seiner Hut zu sein.

Als er endlich wieder aufschaute, da hatten die beiden Geschwister ihre heftige Erregung niedergekämpft; er aber, nachdem er einen prüfen-

den, unzufriedenen Blick auf sie geworfen, verfiel wieder in seinen ernsten, erzählenden Ton:

„Der Officier hielt sein Versprechen. Noch an demselben Abende wurde dem Geistlichen Gelegenheit, seine Braut durch ein mit leichten Gardinen verhangenes Fenster zu sehen. In dem Gemache selbst herrschte ein durch eine grüne Ampel erzeugtes Halbdunkel; es war indessen noch immer hell genug, um die Gestalt, sogar die einfachen Kleider Mariens unterscheiden zu können. Von ihren Zügen dagegen sah er nichts, denn indem sie zu dem sie erwartenden Officier eintrat, befanden sich Beide nicht nur im Schatten, sondern der junge Mann verdeckte durch seine Gestalt auch noch theilweise die des Mädchens.

„Marie, rief der Officier dann laut und vernehmlich aus, unserem Glücke steht nichts mehr hindernd im Wege. Der brave Waller giebt Dir Deine Freiheit zurück; er wünscht Dir Glück und Segen, und schon in den nächsten Stunden wird er, um Euch Beiden das Peinliche des Abschiednehmens zu ersparen, ausgerüstet mit den weitreichendsten Mitteln, von dannen ziehen.

„Die vermeintliche Marie antwortete nicht — ihre Stimme hätte sie vielleicht verrathen; laut schluchzend schlang sie ihre Arme um des

Officiers Hals, ihr Antlitz an seiner Brust verbergend.

„Kein freundlicher Schutzengel war da, der über Waller und seine arme Braut wachte," fuhr der Doctor nach einer kurzen Pause trüben Sinnens mit wehmüthig erregter Stimme fort, „kein Schutzengel, der sie über den groben Betrug aufgeklärt hätte, den man anwendete, um sie gewaltsam von einander zu trennen; kein Schutzengel, der auch nur einen der von ihnen geschriebenen Briefe in des Andern Hände geführt hätte. Der Würfel war gefallen, und das Verbrechen siegte über die Tugend.

„Waller blieb nur so lange an dem Fenster stehen, bis er seine Braut in den Armen eines Andern sah; dann schwankte er gebrochenen Herzens davon.

„Noch in derselben Nacht traf er seine Vorbereitungen; mit freundlicher Milde wies er das ihm von dem Officier angebotene Geld zurück, und nachdem er diesen nochmals um Liebe und Treue für die Geliebte angefleht, begab er sich auf die Reise. Niemand erfuhr, wohin er sich wendete, und nach kurzer Zeit war er verschollen.

„Der letzte Zeuge, der für die Rechte der beiden nachgeborenen Kinder hätte eintreten kön-

nen, war also beseitigt worden, und zwar noch gerade im entscheidenden Augenblicke. Denn nur wenige Tage später, nachdem Marie gewissermaßen aus dem Hause der verstorbenen Gräfin verwiesen worden war, würde nichts mehr die beiden Liebenden fern von einander gehalten haben.

„Marie, von Besorgniß um den Geliebten erfüllt, benutzte nämlich die erste freie Stunde, über welche sie nach dem Tode ihrer Wohlthäterin zu gebieten hatte, um zu Waller zu eilen und sich von der Ursache seines Schweigens zu überzeugen.

„Die arme, getäuschte Braut! Statt des Geliebten fand sie nur einen Brief von ihm vor, in welchem er sie segnete und sein Verschwinden damit entschuldigte, daß er nicht störend zwischen sie und ihr Glück habe treten wollen.

„Dies war der härteste Schlag, welcher Marie hätte treffen können. Aber sie war ein braves, Gott vertrauendes Mädchen und nahm das grausame Verhängniß mit frommer Ergebung hin. Ohne ein Wort der Klage, ohne Andere zu Zeugen ihres unheilbaren Schmerzes zu machen, ohne die geringste Entgegnung auf die ihr von den lachenden Erben zu Theil gewordene unwürdige

Behandlung, verließ sie mit ihren wenigen Habseligkeiten das gräfliche Haus, um sich zu einem Bruder in der Nähe dieser Stadt zu begeben, wo sie denn auch bis auf den heutigen Tag als ein unscheinbares, aber liebevoll und segensreich wirkendes Mädchen gelebt hat.

„Nach Mariens Entfernung hatten die lachenden Erben erst recht freies Spiel. Wie schon erwähnt, bezweifelte Niemand die Nichtberechtigung der beiden nachgeborenen Kinder, von deren Vorhandensein Marie Reichart nie eine Ahnung erhielt, und allgemein fand man es höchst ehrenhaft, daß die Erben sich der verlassenen Waisen mit einer lobenswerthen Pietät annahmen.

„Für die genannten Kinder wurde wirklich gesorgt. Das kleine Mädchen kam als Findling in ein Waisenhaus unter die Obhut eines gewissen Herrn Seim, der sich die größte Mühe gab, dasselbe zu einer Diebin zu erziehen und auf alle Fälle untauglich für die Mitgliedschaft einer angesehenen Familie zu machen, wofür er von dem Herrn Grafen Hannibal Störberg bedeutende Summen bezog. Den Knaben dagegen, der bereits zu klug geworden war, um in gleicher Weise mit ihm verfahren zu können, über-

gab man einem gewissenlosen Schiffscapitän, der sich gegen eine erhebliche Vergütung anheischig machte, den Knaben, in welchem man durchaus eine hervorragende Vorliebe zum Seeleben entdeckt haben wollte, in Texas zu verlieren und zurückzulassen. Letzteres kam indessen nicht zur Ausführung, indem das besagte Schiff, wie man aus zuverlässigen Quellen weiß, auf den Bahama-Bänken scheiterte und mit Mann und Maus zu Grunde ging.

„Neun Jahre sind seit jener Zeit verstrichen, ohne daß die von mir berichteten Begebenheiten wieder zur Sprache gekommen wären; vielleicht höchstens zwischen Personen, die ein besonderes Interesse hatten, die Theilnahme, welche das mit ungewöhnlichem Liebreiz ausgestattete kleine Mädchen hier und da erwecken konnte, dadurch zu ersticken, daß man es langsam, aber sicher in eine verworfene Person verwandelte.

„Im Laufe des verflossenen Winters, namentlich in neuerer Zeit, sind indessen Umstände eingetreten, die nicht nur jene längst vergangenen Begebenheiten plötzlich wieder lebhaft in's Gedächtniß zurückrufen, sondern es auch wünschenswerth, sogar streng geboten erscheinen lassen, Klarheit in manche, bis jetzt noch dunkle Verhältnisse zu brin-

gen, vor Allem aber die Rechte der beiden betreffenden Kinder festzustellen und ihnen diejenige Lebensstellung einzuräumen, die ihnen kraft ihrer Geburt und des ihnen so lange vorenthaltenen Vermögens gebührt.

„Bevor ich näher auf einen von mir vorzuschlagenden Vergleich übergehe, erlaube ich mir die gehorsame Frage, ob die geehrten Herrschaften, die meiner Erzählung mit sichtbarer Spannung gefolgt sind, irgend etwas zu berichtigen wünschen oder Einzelnes als nicht ganz der Wahrheit entsprechend finden?"

Bei des Doctors Frage blickte der Graf zweifelnd, fast bittend auf seine Schwester. Diese dagegen schlug die Augen auf, und indem sie in dieselben den Ausdruck der unaussprechlichsten Verachtung zu legen suchte, entwand sich ihren schmalen, bleichen Lippen ein höhnisches Lachen.

„Sie leben also wirklich der kindlichen Meinung, Herr Doctor, daß wir nothgedrungen alle die Märchen glauben müssen, welche Sie die Freundlichkeit hatten, uns ziemlich umständlich aufzutischen?" fragte sie darauf, während des Sprechens den Doctor keines Blickes würdigend.

Der Doctor erröthete vor aufsteigendem Zorn; schnell aber fuhr er mit den gespreizten Fingern

durch seine Haarpyramide, und er war wieder der „ruhigste Mensch von der Welt.“

„Nennen Sie mir doch gefälligst einen Umstand, der Ihnen märchenhaft erscheint,“ sagte er sodann höflich.

Die Gräfin sann einige Secunden nach.

„Wohlan,“ rief sie darauf geringschätzig aus, „Sie scheinen es für etwas Unmögliches zu halten, daß ein Bauernmädchen die Launen eines Cavaliers für Ernst nimmt, im Geiste schon eine hochgeborene Dame, sich diesem hingiebt und darüber andere eingegangene Verpflichtungen vergißt.“

„Tausend Welt, das ist stark!“ rief der Doctor entrüstet aus, indem er emporsprang und hastigen Schrittes seinen gewohnten Kreislauf zurücklegte. „Sehr stark, meine gnädigste Gräfin,“ wiederholte er, mit einer kurzen Wendung vor dieser stehen bleibend; „im Allgemeinen mögen Sie nicht so ganz Unrecht haben, allein in diesem Falle — Tausend Welt, es ist himmelschreiend! Doch warten Sie, vielleicht gelingt es mir, Ihrem bezeichnenden Lächeln neue Nahrung zu bieten!“ Und ehe die Gräfin zu antworten vermochte, war er zur Thür hinaus.

„Clotilde, gieb nach, oder es entsteht ein Un=

glück für uns!" flüsterte der Graf seiner Schwester zu.

„Feiger Schwachkopf! lieber auf der Stelle sterben!" antwortete die Gräfin kurz, und dann nahm sie wieder ihre hochmüthige Haltung an, weil in demselben Augenblicke die Thür sich öffnete.

Unwillkürlich blickten die Geschwister zu den Eintretenden hinüber, und ein jäher Schrecken bemächtigte sich ihrer, als sie Marie Reichart gewahrten, die schüchtern und verwirrt an der Hand des nunmehr wieder heftig erregten Doctors auf sie zuschritt.

Der Eindruck, welchen die Erscheinung des noch immer lieblichen, mit einem sinnigen Ernste geschmückten Mädchens auf die Geschwister ausübte, war in der That ein gewaltiger. Der Graf machte sogar Miene, sich zu erheben, und nur dadurch, daß seine Schwester ihn verstohlen zurückhielt, wurde er verhindert, Marie höflich zu begrüßen und den Doctor zugleich anzuflehen, seine furchtbaren Martern nicht weiter auszudehnen.

„Sie zwingen mich zum Aeußersten, Frau Gräfin!" rief der Doctor unterdessen mit sehr wenig Förmlichkeit aus und seine Pyramide nickte etwas nach vorn, wie um seine Kampfeslust zu

bekunden. „Weiß Gott, ich hätte meiner lieben Freundin hier gern die so wenig ergötzliche Zusammenkunft erspart. Aber sie ist jetzt hier, bereit, Ihre Anklagen zu vernehmen und zu widerlegen, wenn Sie wagen sollten, dieselben zu wiederholen! Ja, Frau Gräfin, hier steht die verleumdete, böswillig verfolgte Marie Reichart; sprechen Sie aus Ihre Anklage, wenn Sie den Muth besitzen und nicht fürchten, daß Ihnen die Zunge dabei erstarrt!"

„Um Gottes Willen, Herr Doctor!" flehte Marie leise, den alten Herrn sanft zurückziehend; denn der giftige Blick, mit welchem die Gräfin sie betrachtete, flößte ihr Entsetzen ein.

„Ich kenne weder Marie Reichart, noch die an Ihrer Seite befindliche Person," begann die Gräfin endlich, zum Doctor gewendet; „eben so wenig trage ich das Verlangen, sie kennen zu lernen. Will indessen die an Ihrer Seite befindliche Person meine im Allgemeinen gehaltene Aeußerung durchaus auf sich beziehen, so soll mir das unendlich leid thun, denn jedenfalls muß sie einen Grund dazu haben. Ich sehe überhaupt nicht ein, was diese Fremde mit unseren Verhandlungen zu schaffen hat. Ich erinnere mich wenigstens nicht, sie jemals gesehen

zu haben. Ist sie aber dasselbe Bauernmädchen, welches im Hause meiner Großtante erzogen wurde, so hat sie sich sehr verändert, recht alt ist sie geworden. Ja, ja, ich entsinne mich, sie hatte ein Verhältniß mit einem Candidaten, der sie schnöde verließ, weil er sich einbildete, sie sei ihm untreu geworden. Nicht wahr, mein lieber Hannibal, so verhielt sich ja wohl die Sache? Du meintest damals noch, er sei ihrer überdrüssig gewesen und habe nur nach einem Vorwande gesucht, sich ihrer auf bequeme Art zu entledigen."

Der Graf starrte seine Schwester erstaunt an; selbst ihn erfüllte ein heimliches Grauen vor deren Frechheit. Bevor er sich indessen an dem Gespräche zu betheiligen vermochte, trat Marie an den Tisch heran. Zuerst war sie erbleicht, so tief hatte sie der beißende Hohn verletzt; schnell aber kam die Röthe des Unwillens und der Verachtung wieder auf ihrem Antlitze zum Durchbruche, und erfüllt von solchen Gefühlen redete sie die Gräfin an.

„Selbst wenn ich nicht die untrüglichsten Beweise vom Gegentheil in Händen hätte, würde ich keine einzige Ihrer gegen Waller geschleuderten Verleumdungen glauben," versetzte sie

mit ruhiger Würde, und dann wendete sie sich ab, um zu gehen.

Die Gräfin zuckte die Achseln und lachte hämisch; der Doctor aber hielt Marie noch einen Augenblick zurück.

„Ja, mein Kind,“ begann er, und das Zittern seiner Stimme verrieth, daß er nicht mehr der ruhigste Mensch von der Welt sei, „gehen Sie, dies ist keine Gesellschaft für Sie. Der Zweck, zu welchem ich Sie rief, ist erfüllt, nur hätte ich nicht erwartet, daß man die Bosheit so weit treiben würde. Gehen Sie also, gehen Sie, und thun Sie, wie ich Ihnen gerathen habe.“

Marie entfernte sich nach einem stummen Zeichen des Einverständnisses, der Doctor begann heftig auf und ab zu schreiten, und die Gräfin, in der unbestimmten Hoffnung, daß nunmehr des Doctors Beweismittel erschöpft seien, erhob sich, um zu gehen.

Der Doctor gewahrte ihre Bewegung und hemmte augenblicklich seine Schritte.

„Nur noch eine Minute, Frau Gräfin,“ sagte er fast befehlend; „bevor Sie sich von hier entfernen, werden Sie sich wegen der gegen einen der edelsten Menschen ausgestoßenen Verdächtigung rechtfertigen.“

„Das mir?“ fragte die Gräfin entrüstet, und ihre giftigen Blicke wanderten unstet zwischen dem Doctor und ihrem Bruder hin und her. „Wer ist es, der es wagen dürfte, mir in einer solchen Weise eine Rechtfertigung abzufordern?“

„Derjenige, dem Ihre Schmähungen galten,“ versetzte der Doctor, mit der Hand auf die Thür weisend, hinter welcher er die Schritte eines sich Nähernden vernahm.

Die Gräfin wendete sich der angedeuteten Richtung zu; die Thür öffnete sich, und vor ihr stand Waller, der letzte Trauzeuge ihres verstorbenen Vaters, also derjenige, den sie am meisten von allen Menschen der Welt fürchtete, den wiederzusehen sie aber auch am allerwenigsten erwartet hätte.

Einige Secunden starrte sie den Missionär wie eine vernichtende überirdische Erscheinung an; sie schwankte, als ob die Füße ihr den Dienst hätten versagen wollen, doch mit fast übermenschlicher Anstrengung gewann sie ihre Selbstbeherrschung wieder. Sie sah ein, daß nunmehr ihr ganzes Spiel verloren sei; aber selbst im letzten Augenblicke wollte sie keine Schwäche zeigen, wollte sie ihren Haß und ihre Verachtung gegen diejenigen bekunden, die es gewagt hatten,

ihre hinterlistigen Pläne rücksichtslos zu durchkreuzen.

Zwar senkte sie die Augen vor dem milden, versöhnenden Ausdrucke, mit welchem Waller zu ihr und ihrem kaum noch zurechnungsfähigen Bruder hinüberschaute; gleich darauf aber richtete sie sich stolzer und hochmüthiger, denn je, empor, um ihre farblosen Lippen spielte ein gräßlicher Hohn, und indem sie sich halb nach dem Doctor umwendete, zerbrach knirschend der Fächer zwischen ihren sich krampfhaft ballenden Händen.

„Ist das etwa der ehemalige Candidat Waller, der sich durch die Schlauheit eines jungen, lustigen, in seine Auserkorene flüchtig verliebten Officiers übertölpeln ließ?" fragte sie so höhnisch, so beißend und alle edleren Gefühle so tief verletzend, daß der Doctor darüber die letzte Spur von Geduld verlor.

„Ja, das ist der ehemalige Candidat und jetzige Missionär Waller, der gekommen ist, um Rechenschaft von Ihnen und Ihrem gewissenlosen Bruder zu fordern!" rief der Doctor laut aus, jedes Wort mit einem heftigen Schlage seiner Tabaksdose auf die Actenhefte begleitend; „ja, Rechenschaft zu fordern für die langen kummervollen Jahre, die er und seine Braut Ihren

wohl überlegten Intriguen zu verdanken haben; Rechenschaft zu fordern für die Schmach, mit welcher man das Andenken der zweiten Frau Ihres braven Vaters zu brandmarken drohte, und für das, was die armen, mißhandelten Kinder erduldeten, während andere Leute deren rechtliches Erbe verpraßten; Rechenschaft zu fordern für jeden Pfennig, der den verlassenen und verfolgten Waisen auf verbrecherische Art entzogen wurde, und endlich auch dafür, daß man ihnen hinterlistig sogar ihren Namen raubte! Sie lächeln ungläubig, meine sehr edle Dame; hegen Sie noch Zweifel, oder vielmehr: hegen Sie noch eine leise Hoffnung, unsere Bemühungen in vergebliche verwandelt, das Unrecht über das Recht triumphiren zu sehen, so sprechen Sie es aus! Dort steht ein Zeuge, und genügt Ihnen der nicht, so will ich Ihnen innerhalb der kürzesten Frist noch andere herbeischaffen. Ich will Ihnen vorführen Ihre junge Stiefschwester, die sich augenblicklich in der Pflege der Gräfin Renate befindet; ich will Ihnen vorführen den gewissenlosen Waisenhaus-Vorsteher, dem jenes arme Kind einst zur Nichterziehung übergeben wurde; ich will Ihnen vorführen jene unglückliche Dorothea, die einst den Diebstahl an dem

Kirchenbuche beging, und deren Tochter, die erst vor Monaten einem Kleeblatte gleichgesinnter Menschen heimlich in die verrufensten Gassen der Stadt nachfolgte und dort den vermeintlich letzten Beweis für die Legitimität der beiden Kinder in Flammen aufgehen sah. „Es ist geschehen! Das Grab giebt seine Todten nicht zurück, und der letzte Beweis ist in Asche zerfallen!" hieß es damals. Mag nun auch jener Beweis in Asche zerfallen, so hat das Grab doch seine Todten zurückgegeben," fuhr der Doctor fast athemlos vor innerer Erregung fort, indem er auf Waller deutete; „und noch andere werden vor Ihren Augen erstehen, bevor Sie dieses Zimmer verlassen, und als Rächer sollen sie vor Sie hintreten und Sie vor die Oeffentlichkeit fordern, wenn Sie nicht bald sich bereit erklären, die Ihnen gestellten Bedingungen bis auf's Jota zu erfüllen!"

„Auf Gnade und Ungnade sollen wir uns irgend welchen beliebigen Bedingungen und Anmaßungen fügen, ohne vorher deren Rechtsgültigkeit geprüft zu haben?" fragte die Gräfin, die nur Zeit zum Ueberlegen zu gewinnen suchte, mit vor Wuth und Verzweiflung heiser klingender Stimme.

„Auf Gnade und Ungnade, das ist das Wort!“ eiferte der Doctor; „und was das Prüfen anbetrifft, so kann das nur in einem Gerichtssaale stattfinden, und nicht hier. Bestehen Sie auf eine Prüfung, so sollen Ihre Wünsche berücksichtigt werden. Ich selbst, wir Alle, die wir Ihnen gegenüber stehen, wünschen es indessen nicht, weil wir triftige Gründe haben, Ihren Namen nicht als gebrandmarkt in die Welt hinaus zu schreien; es wäre ein schlechter Dienst, den wir Ihren jungen Geschwistern und dem Andenken Ihres rechtschaffenen Vaters leisteten! Doch halt! Ich will Ihnen hier sogleich die Gelegenheit zum Prüfen geben,“ rief er aus, mit fieberhafter Hast zwischen den Acten blätternd und einen alten, vergilbten Brief hervorziehend. „Erkennen Sie diese Unterschrift als die Ihrige?“ wendete er sich darauf an den Grafen Hannibal, indem er ihm den offenen Brief vor die Augen hielt, ohne darauf zu achten, daß Waller ihn durch Zeichen am Vorlesen des Briefes zu verhindern suchte.

Der Graf, sobald er einen Blick auf den Brief geworfen, sank leichenblaß zurück, während er dem Doctor, wie beschwörend, die Hände entgegenstreckte.

Der Doctor aber hatte unterdessen den Brief umgeschlagen und las mit erhobener Stimme:

„Geehrter Capitän! Da Sie meine Worte noch in Zweifel ziehen, so erkläre ich Ihnen hiermit auf Ihren ausdrücklichen Wunsch, daß, wenn Sie nach Europa zurückkehren und mir die untrüglichen Beweise bringen, daß der Ihrer Obhut anvertraute Knabe Paul entweder in Texas oder sonst wo verloren gegangen ist, so daß er den Weg nach Europa nicht wieder zurückfindet, ich Ihnen zu den bereits empfangenen dreihundert Thalern noch fünfhundert Thaler auszahlen werde.

Graf Hannibal Störberg."

„Hier ist also der Beweis, daß das Leben des jungen Grafen Paul für dreihundert Thaler verkauft wurde," fuhr der Doctor darauf fort, der Gräfin sowohl wie deren Bruder, die Einsprache erheben wollten, das Wort raubend; „denn gegen die Auszahlung der übrigen fünfhundert Thaler schützte Sie die Vorsehung, indem sie das Schiff mit seiner ganzen Bemannung zu Grunde gehen ließ.

„Sie begreifen, dieser Brief allein würde vor Gericht hinlänglich gegen Sie zeugen, nicht zu

gedenken des Spottes, der Sie träfe, sich auf so ungeschickte Weise in die Gewalt eines gewissenlosen Menschen, wie dieser Capitän unstreitig gewesen sein muß, gegeben zu haben. Ich hoffe, dieser Brief hat Ihnen die Entscheidung etwas erleichtert — oder wünschen Sie die Rechtmäßigkeit unserer Forderungen noch weiter zu prüfen?"

„Es ist genug!" stöhnte der Graf; was er weiter sagen wollte, schnitt ihm seine Schwester ab, die ihn so lange mit unbeschreiblicher Verachtung betrachtet hatte und sich dann dem Doctor zuwendete.

„Ja, es dürfte wohl genug sein," hob sie mit kalter, eiserner Ruhe an, während die Splitter ihres Fächers einzeln vor ihr niederfielen; „ich will meine Zeit nicht vergeuden, indem ich mit Ihnen über die Zuverlässigkeit Ihrer Angaben rechte. Sie haben sich gut vorbereitet und offenbar weder Geld noch Mühe gespart. Ich verweise Sie daher an meinen Geschäftsführer; ordnen Sie mit ihm den geschäftlichen Theil der Sache, er wird mir dann zu seiner Zeit Bericht erstatten. Hoffentlich fällt für Sie noch etwas von der Masse ab."

Dann sich abwendend, hob sie ihre Hände mit den letzten Splittern ihres Fächers zum Himmel

empor, während zwei große Thränen über ihre krampfhaft verzogenen Wangen rollten.

„Gott, mein Gott," rief sie zerknirscht aus, „Du weißt es, ich habe gekämpft, ich habe gerungen, den edlen Namen meiner Vorfahren fleckenlos zu erhalten, den Fehltritt meines armen, verblendeten Vaters auszugleichen; das Geschick war gegen mich, Du hast es zugegeben, in Deinen Willen füge ich mich!"

Dann ihrem Bruder einen Wink gebend, ihr zu folgen, schritt sie mit aufrechter Haltung an dem vor Erstaunen fast erstarrten Doctor vorüber der Thür zu.

Jetzt aber vertrat ihr der Missionär, der so lange noch keine Silbe gesprochen hatte, den Weg.

„Frau Gräfin," hob er in seiner milden, versöhnenden Weise an, so daß diese dadurch gleichsam festgebannt wurde, „so dürfen Sie dieses Gemach nicht verlassen, nein, nicht mit bitteren, feindlichen Gefühlen gehen Sie von hier fort. Wir sind nicht gekommen, um zu richten und zu strafen, sondern um Unrecht zu sühnen und Frieden zu stiften. Gehen Sie nicht fort, ohne daß ich eine Frage an Ihr Herz gerichtet habe, von deren Beantwortung vielleicht die Ruhe Ihrer Seele abhängt."

„Was wünschen Sie?“ fragte die Gräfin hochmüthig.

„Ich wünsche, daß Sie das, was zu bewilligen Sie gezwungen werden könnten, nur aus dankbarem, überströmendem Herzen bewilligen mögen; daß Sie nicht zurückstoßen ein braves, treues Herz, welches sich danach sehnt, Ihnen in wahrer, brüderlicher Liebe entgegenzuschlagen, und welches vertrauensvoll hofft, bei Ihnen schwesterlichen Trost für manche herbe Erfahrungen seines Lebens zu finden.“

Die Gräfin blickte befremdet auf ihren Bruder, wie um von ihm eine Lösung der räthselhaften Sprache des Missionärs zu erhalten.

Der Doctor, noch immer an dem Tische stehend, nickte beifällig und ergriff das nahe liegende Lineal, um endlich einmal wieder in einem stillen Accord seine Gefühle in die Welt hinauszusenden; der Missionär aber öffnete die in das Nebengemach führende Thür und rief durch dieselbe hindurch laut und vernehmlich: „Es ist Zeit!“

Alsbald öffnete sich eine andere Thür, Schritte näherten sich, und in der nächsten Minute trat der Meerkönig vor seine erstaunten Geschwister hin.

Er war noch immer in die leichte Seemannstracht gekleidet; wie früher, so fielen auch jetzt

seine schwarzen Locken bis fast auf die Schultern nieder; aber sein Gesicht, namentlich seine hohe Stirn, war gebleicht, und die kühnen, dunklen Augen schienen etwas tiefer in ihre Höhlen zurückgesunken zu sein, seinem Aeußern den Charakter einer sanften Schwermuth verleihend. Seine aufrechte Haltung dagegen hatte er behalten, eben so den offenen, furchtlosen Blick, mit welchem er Jedem in die Augen schaute.

„Dies ist Paul Graf von Störberg," begann Waller, nachdem er den Geschwistern Zeit gelassen hatte, sich gegenseitig zu betrachten und der ersten auf sie einstürmenden Gefühle Herr zu werden; „Paul, dieses hier ist Ihre Schwester und jener Herr ist Ihr Bruder, die Beide bereit sind, den wiedergefundenen Sohn ihres Vaters in ihre Arme, in ihr Herz zu schließen."

Paul zögerte einige Secunden. Ihm war, als ob der Blick seiner Schwester ihn bis in die Seele hinein erkältet hätte. Endlich aber faßte er Muth und schüchtern trat er dicht vor die Gräfin hin.

„Willst Du wirklich meine Schwester sein?" fragte er in seiner einfachen treuherzigen Weise, indem er der Gräfin die Hand darreichte.

Diese ließ einen kalten, prüfenden Blick über

Paul's Gestalt gleiten, ohne die dargebotene Hand zu beachten.

Offenbar stellte sie in Gedanken einen Vergleich zwischen dem allerdings stattlichen und auffallend schönen, in seinem Wesen jedoch überaus anspruchslosen jungen Seemanne und der Stellung an, in welche derselbe nunmehr so ganz gegen ihren Willen einrücken sollte.

Waller und der Doctor betrachteten die Gräfin mit einer Spannung, als ob von ihrer Antwort noch immer die Entscheidung abgehangen hätte; doch nichts in ihren Zügen verrieth, daß eine sanftere Regung in ihr wach gerufen worden wäre. Ihr Antlitz war starr wie Marmor und nur belebt durch einen Zug des grenzenlosesten Hochmuths. Sogar, als sie den Mund öffnete, glich sie mehr einer durch künstliches Triebwerk belebten Figur, als einem mit eigenem Willen begabten, denkenden Wesen.

„Junger Mann," hob sie mit eintöniger, ausdrucksloser Stimme an, „das Glück hat Sie begünstigt; Sie werden möglichen Falles einen Namen von gutem, edlen Klange führen. Befleißigen Sie sich — mag es Ihnen auch schwer werden — wenigstens nothdürftig sich diejenigen

Eigenschaften anzueignen, die einem Grafen Störberg geziemen."

So sprechend, näherte sie sich der Thür, wo sie stehen blieb, um, über die Schulter zurückschauend, das Benehmen des Grafen Hannibal zu regeln und zu lenken.

Als Paul die herzlosen, so tief verwundenden Worte vernahm, stieg ihm die Röthe der Scham bis zu den Schläfen hinauf. Wie zum Tode ermattet, ließ er die ausgestreckte Hand schlaff niedersinken, während seine Augen mit banger Besorgniß den Missionär suchten.

Da fielen seine Blicke auf den Grafen Hannibal, und in dessen Zügen einen Anflug von milderen Gefühlen entdeckend, vielleicht auch einen gewissen Grad freudigen Erstaunens darüber, daß derjenige, den er durch seine Schuld um's Leben gekommen glaubte, plötzlich wohlbehalten vor ihm stand, trat er noch schüchterner, als er bisher gewesen, auf diesen zu.

„Ich erinnere mich Deiner nur noch dunkel," sagte er verlegen; „damals, als ich Dich zum letzten Male sah, war unser Vater eben gestorben, meine arme Mutter dagegen ruhte bereits seit länger als einem Jahre in ihrem Grabe."

Bei der Erinnerung an jene Zeiten, nament-

lich an des alten Grafen zweite, unebenbürtige Gattin, schoß es dem Officier blutroth in's Gesicht, und dennoch würde er sich vielleicht in Freundlichkeit zu Paul hingeneigt haben, wenn nicht gerade ein Blick aus den stechenden Augen seiner Schwester ihn gestreift hätte.

Derselbe drückte nämlich so viel Trotz, Haß und eine so tiefe Verachtung aus, daß die besseren Gefühle, die ihn beschlichen hatten, schnell dadurch zurückgescheucht wurden.

Zögernd reichte er Paul zwei Finger seiner rechten Hand, dann kaum merklich mit dem Kopfe nickend, folgte er klirrenden Schrittes seiner Schwester nach. Das Bewußtsein, daß man die Untersuchungen nicht weiter treiben würde und seine Ehre wenigstens vor der Welt gerettet sei, gab ihm sein hochfahrendes Selbstvertrauen zurück. Bedauerte er aber in diesem Augenblicke irgend Etwas, so war es nur die voraussichtliche Herausgabe des noch vorhandenen Vermögens seiner Großtante, welches durch seines Vaters plötzlichen Tod auf ihn und seine Schwester übergegangen war, und dann die fehlgeschlagene Hoffnung, mit Renatens Hand auch in den Besitz von deren namhaften Reichthum zu gelangen.

Als er seine Schwester die Treppe hinunterführte, lehnte diese sich schwer auf seinen Arm.

„Alles verloren!" sagte sie, krampfhaft weinend.

„Es hätte noch schlimmer werden können," antwortete der Graf erleichterten Herzens; „unsere persönliche Ehre ist wenigstens gerettet."

„Unsere Ehre gerettet, nachdem wir gezwungen worden sind, den tölpelhaften Schiffsjungen und das verlorene Waisenmädchen als unsere Geschwister anzuerkennen? Nachdem wir den größten Theil unseres Vermögens eingebüßt haben und die Hand eines Grafen Störberg von der albernen Halbgräfin Renate, die sicher um die ganze Geschichte weiß, fast mit Verachtung zurückgewiesen wurde?"

„Bah, was kümmern mich jetzt noch Geld oder die verkommene Krankensuppen-Gräfin?" versetzte der Graf leichtfertig. „Sie wäre doch immer dieselbe excentrische Bettlerfreundin geblieben — und Geld? Bah, ich habe einen Plan, der gewiß nicht fehlschlägt!"

Sie waren unten auf der Hausflur angekommen. Die Gräfin lehnte sich schwerer auf ihres Bruders Arm, als ob nach der furchtbaren geistigen Aufregung plötzlich ihre Kräfte ge-

schwunden wären. Der Graf dagegen pfiff eine heitere Melodie vor sich hin; er wollte den ihm begegnenden Leuten des Doctors beweisen, daß die Geschäfte, die ihn zu Letzterem geführt, höchst unwichtiger Natur gewesen.

„Wohin befehlen die gnädigen Herrschaften?" fragte der Diener, bevor er hinter den Geschwistern den Kutschenschlag schloß.

„Eine Spazierfahrt durch den Stadtpark!" lautete die nach kurzem Sinnen ertheilte Antwort, und dahin rollte die stattliche Equipage so lustig und leicht, als ob es einer Hochzeitsreise gegolten hätte.

---

## 7.
## Das Wiedersehen.

Wenn Paul die tiefgewurzelten Vorurtheile und sein wohlbegründetes Mißtrauen so weit überwunden hatte, daß er zuerst sich seinen Verwandten näherte, ihnen zuerst die Hand zum geschwisterlichen Vertrage bot, so war dies vorzugsweise den freundlichen Bemühungen Waller's zuzuschreiben, der um so leichter auf ihn einzuwirken vermochte, als das zur Schwermuth hinneigende Gemüth des jungen Mannes sich in der fremden Umgebung mit rührendem Vertrauen nur noch fester an ihn anlehnte.

Um so härter traf ihn daher die doppelte Zurückweisung derjenigen, von denen er wußte, daß sie ihn und seine junge Schwester einst verstoßen hatten. Er war in der That so niedergeschmet=

tert, daß er nicht gewahrte, wie die Thür sich hinter dem davoneilenden Geschwisterpaar schloß und demnächst Waller und der Doctor Blicke der tiefsten Theilnahme mit einander wechselten.

Erst Waller's Stimme weckte ihn aus dem dumpfen Brüten, in welches er versunken war.

„Richten Sie sich auf, mein braver junger Freund," begann derselbe in seiner treuen, liebevollen Weise; „es hat nicht sein sollen, der so innige Wunsch meines Herzens sollte unerfüllt bleiben. Wir aber haben gethan, was unsere heilige Pflicht war, und noch immer gebe ich die Hoffnung nicht auf...."

„O, Herr Waller, warum mußten Sie mich hierherbringen? Warum durfte ich nicht bleiben, was ich war, und wo ich war?" unterbrach Paul seinen väterlichen Freund klagend und vorwurfsvoll. „Was soll ich noch länger an einem Orte, wo mir Alles feindlich entgegentritt? Lassen Sie mich fort, lassen Sie mich dahin ziehen, wo ich mich heimisch fühle, auf's hohe Meer hinaus, denn weder nach ihrem Namen, noch nach ihrem Gelde trage ich Verlangen!"

„Mein theuerster Paul," rief der Missionär schmerzlich aus, indem er des jungen Mannes Hände ergriff, während der Doctor sich heftig

räusperte und fast unausgesetzt von seiner Tabaksdose Gebrauch machte, „wie vermögen Sie so zu sprechen, so gänzlich den Lebensmuth zu verlieren? Bedenken Sie, noch harrt Ihrer die Freude, Ihre leibliche Schwester wiederzusehen, eine Schwester, bei der Sie das Alles im reichsten Uebermaße finden, was Sie bei anderen vergeblich suchten!"

„Meine letzte Schwester soll ich wiedersehen, um von ihr ebenfalls verläugnet zu werden?" fragte Paul, und auf seinem plötzlich gerötheten Gesichte spiegelte sich ein Anflug seines früheren trotzigen Stolzes. „Nein, ich habe genug erfahren, um zu bereuen, jemals hierher gekommen zu sein! Ich will die Hoffnungen vergessen, die ich einst toller Weise hegte und die Sie selbst, gewiß mit den edelsten Absichten, schürten; ich will bleiben, was ich bis jetzt war und als was ich mich bisher am glücklichsten fühlte; nur den Namen will ich führen, den ich mir mit Ehren erwarb."

„Und dennoch werden Sie Ihre Schwester sehen," fiel der Doctor jetzt ein, indem er hastig näher trat und zum Zeichen seines entschiedenen Willens die Haarpyramide rücksichtslos emporzerrte. „Ja, Sie müssen und sollen Ihre Schwester sehen, und geschähe es auch nur Ihrer ar-

men, geschmähten Mutter zu Liebe, die von ihrem Sohne wohl diese Rücksicht verdient. Ja, Sie sollen Lieschen sehen, und zwar gleich; später können Sie noch immer thun, was Ihnen beliebt. Unser Lieschen ist zwar noch schwach, allein Kinder sind geistigen Aufregungen nicht in so hohem Grade unterworfen, wie erwachsene Menschen, und dann will ich das herzige Mädchen auch vorbereiten lassen; der Heinrich soll vorauseilen, und mit ihm die gute Marie Reichart — Tausend Welt, so wird's gehen, das sind gerade die rechten Personen, und wir folgen in einer halben Stunde nach!"

Noch sprechend, war der Doctor, der nicht mehr ganz der ruhigste Mensch von der Welt, bereits zur Thür hinausgeeilt. Er bemerkte daher auch nicht mehr den dankbaren, wehmüthigen Ausdruck, der bei der Erwähnung seiner Mutter sich über Paul's Züge ausbreitete; eben so gewahrte er nicht die innige Freude Waller's, als derselbe seinen Schützling bereit sah, der an ihn gerichteten Aufforderung Folge zu leisten. Er hoffte ja so viel, so Entscheidendes von diesem Wiedersehen! — —

Eine Stunde war verstrichen. Lieschen, das blasse, aber deshalb nicht minder schöne Lieschen,

saß in einem breiten Polsterstuhle, von allen Seiten gehalten und gestützt durch weiche Pfühle.

Vor ihm auf einem niedrigeren Sessel, so daß sie zu ihm emporschauen mußte, saß Marie, die schlanken Händchen des Kindes in den ihrigen haltend und in herzlicher, liebevoller Weise zu demselben sprechend.

Eine durch matt geschliffenes Glas verschleierte Lampe beleuchtete die liebliche Gruppe, die in ihrem Charakter an die schönsten Kunstwerke eines Murillo erinnerte.

Süße Hoffnung und innige, reine Freude throntem auf Mariens redlichen Antlitze, süße Hoffnung und erwartungsvolle Spannung sprachen aus den großen, dunklen Augen des engelgleichen Kindes. Die nicht zu vermeidende Gemüthsbewegung hatte die von reichen, schwarzen Locken umflossenen kindlichen Züge wieder etwas geröthet; es war die Röthe eines neu erwachenden Lebensmorgens, frei von jeder durch fieberhafte Erregung hervorgerufenen Gluth. Marie erkannte dies mit dem scharfen Blicke eines treuen, liebenden Herzens, und ohne jede Bangigkeit fuhr sie fort, ihren Liebling auf das bevorstehende Wiedersehen vorzubereiten.

Sie hatte sich so sehr in ihre Aufgabe ver-

tieft, daß sie darüber vergaß, wo sie sich befand. Noch weniger bemerkte sie Renate und Heinrich Bergmann, die in der Nebenstube vor der halb geöffneten Thür standen und mit gleicher Theilnahme und gleicher Bewunderung zu ihr hinüberschauten. Hand in Hand standen sie da, und sprachen sie auch nicht zu einander, so leuchtete doch aus ihren Augen das namenlose Entzücken, welches sie, Einer in des Andern Nähe und mit dem süßen Geheimniß im Herzen, empfanden. Die zwischen Marie und Lieschen gewechselten Worte drangen verständlich zu ihnen hinüber, ihnen bald ein Lächeln der Freude, bald einen Blick tiefer Rührung entlockend.

„Paul ist ein schöner Name," bemerkte Lieschen, nachdem Marie sie, so weit es ihr geeignet erschien, mit dem glücklichen Zufalle vertraut gemacht hatte, welcher ihr den nächsten Verwandten zuführte; „ein so schöner Name — gewiß sieht mein Bruder auch sehr schön aus!"

„Sehr schön, mein gutes Lieschen, und dabei ist er so brav und gut."

„Wird er mich von Dir fortnehmen?" fragte Lieschen plötzlich besorgnißvoll.

„Nein, mein Herzchen," lautete die mit einem beruhigenden Lächeln ertheilte Antwort; „aber

bei Dir bleiben wird er, wenigstens so nahe bei Dir, daß er Dich alle Tage besuchen und sehen kann."

Lieschen sann eine Weile nach. Irgend welche Zweifel schienen ihren Geist ernst zu beschäftigen.

„Wo werde ich selbst bleiben?" fragte sie endlich mit einem Ausdrucke, der bekundete, für wie wichtig sie gerade diese Frage hielt. „Ich möchte nicht gern von hier fort, und möchte auch wieder so gern auf's Dorf hinaus, zu dem Vater und der guten Mutter."

„Sei unbesorgt, mein gutes Kind," versetzte Marie aufmunternd. „Vorläufig bleibst Du hier im Hause der gütigen Gräfin; bist Du aber erst wieder vollständig gesund und kräftig, dann ziehst Du mit mir."

„Auf's Dorf hinaus?"

„Auf's Dorf hinaus, aber mag kommen, was da will, Du bleibst bei Deiner Marie, so lange — so lange wir leben."

„Du willst von den Eltern fortziehen?"

„Vorläufig noch nicht, mein gutes Lieschen; ziehe ich aber fort, so nehme ich Dich mit, wahrscheinlich ziehen wir nur so weit fort, daß wir alle Sonntage meinen Bruder besuchen können."

„Aber warum denn? Im Dorfe ist es ja so

schön, und die herzensgute Gräfin hat mir versprochen, mich dort zu besuchen."

Ein liebliches Roth breitete sich bei dieser Frage über Mariens Züge aus; von den seltsamsten Gefühlen bestürmt, barg sie ihr Antlitz auf Lieschen's Schooß, worauf diese in kindlich-zärtlicher Weise mit den Händen über ihr Haar hinstrich.

„Warum denn, liebe, gute Marie, willst Du nicht länger bei Deinem Bruder bleiben? Ich wenigstens möchte meinen Bruder beständig um mich sehen!" bemerkte Lieschen abermals, als Marie ihr die Antwort schuldig blieb.

„Später, mein Herzchen, sollst Du Alles erfahren," entgegnete Marie jetzt, indem sie heiter lächelnd zu dem Kinde emporschaute; „heute aber noch nicht. Sieh, mein gutes Lieschen, heute mußt Du nur an Deinen Bruder denken, der bald eintreffen wird, um sein liebes Schwesterchen zu begrüßen."

„Kann mein Bruder nicht mit uns ziehen?"

„Vielleicht, Lieschen, vielleicht. Er muß nämlich bei Herrn Waller bleiben, der ihn unterrichtet, um einen hervorragenden Mann aus ihm zu bilden."

„Der gute Herr Waller!"

„Ja, mein Lieschen, der Herr Waller ist so gut, daß es sich gar nicht beschreiben läßt. Ein so treues, aufrichtiges Herz besitzt er, wie sonst kein Mensch in der Welt, und wenn Dein Bruder Paul sich ihn zum Vorbilde nimmt, so muß er ein bedeutender Mann werden. Aber auch Du thust gut, Herrn Waller's Lehren tief in Dein Herz einzuprägen, denn er meint es treu mit Dir, wie mit allen Menschen. Ich kenne Herrn Waller, sehr, sehr lange; ich kannte ihn schon, als seine Haare noch alle braun waren, jetzt sind sie zum Theil weiß; allein ich finde, gerade die weißen Haare geben ihm ein schönes, würdiges Ansehen, nicht zu gedenken, daß an jedem einzelnen entfärbten Haar viele schwere, kummervolle Stunden haften; denn so alt ist er ja noch nicht, daß die Zeit eine solche Veränderung in seinem Aeußern zu bewirken vermocht hätte. Und dennoch, wie schön kleidet ihn Alles — und vergegenwärtige Dir nur, welch erhebenden Anblick es gewähren muß, ihn in der Kirche auf der Kanzel zu sehen, wenn die göttlichen Lehren von seinen Lippen fließen, wenn aus seinen Augen eine so reine, heilige Ueberzeugung spricht, daß man sich unwiderstehlich davon ergriffen fühlt und alle Menschen sich in Achtung und Verehrung

ihm zuneigen! O, mein gutes, liebes Lieschen, so mußt Du ihn sehen und so sollst Du ihn sehen, um ihn so recht aus tiefstem Herzensgrunde zu lieben!"

Lieschen hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit der Schilderung gelauscht, zu welcher Marie sich hatte hinreißen lassen. Als diese dann geendigt, blickte sie ihr noch eine Weile sinnend in die Augen, als ob sie das, was ihr mit so viel Wärme mitgetheilt worden war, nicht vollständig begriffen habe.

„Du liebst den Herrn Waller wohl sehr?" fragte sie darauf mit kindlicher Treuherzigkeit.

„Sehr, mein herziges Lieschen, ganz außerordentlich liebe ich ihn," antwortete Marie lächelnd.

„Liebst Du ihn eben so sehr, wie Deinen Bruder, oder wie ich meinen schönen Bruder Paul?"

Marie sann einige Secunden nach; sie wußte im ersten Augenblicke nicht, was sie antworten sollte. Renate und Heinrich Bergmann, die Lieschen's Frage vernahmen und sich mit dem Ausdrucke des innigsten Verständnisses gegenseitig anschauten, die wußten ganz genau, was Marie

gern geantwortet hätte und dennoch dem Kinde gegenüber auszusprechen sich scheute.

„Du weißt ja noch gar nicht, wie sehr Du Deinen Bruder liebst," sagte sie endlich, wobei sie Lieschen die üppigen Locken schmeichelnd von der Stirne strich.

In demselben Augenblicke vernahm Marie hastige Schritte, welche die Treppe heraufkamen und sich schnell der Flurthür näherten, eben so eine leichte, durch Renate und Heinrich erzeugte Bewegung.

„Sie kommen, Dein Bruder kommt," sagte sie dann, indem sie sich erhob und das scheu zusammenfahrende Kind küßte, „sei also recht ruhig und verständig, mein gutes Lieschen, damit die Aufregung Dir nicht schade, und wenn Du Dich freuest, so halte einen Ausbruch Deiner Freude nicht zurück, sondern zeige offen, wie es Dir um's Herz ist, und je mehr Du Dich freuest, um so glücklicher wird es Deinen Bruder machen, der eben so, wie Du bis jetzt, noch nicht kennen gelernt hat, was es heißt, Schwester oder Bruder zu besitzen."

Lieschen nickte zustimmend und blickte ängstlich nach der Thür hinüber, die jetzt ganz aufgeschoben wurde.

Sie sah im Hintergrunde das bekannte, gute Gesicht des Doctors, neben diesem das holde Antlitz der jungen Gräfin, und noch weiter zurück und kaum erkennbar Heinrich's, ihres treuen Retters, Gestalt.

Ueber die Schwelle aber schritt Waller, und eine tiefe Röthe breitete sich über des Kindes liebes Gesichtchen aus, als es neben demselben einen fremden jungen Herrn gewahrte, dessen Augen mit so seltsam ängstlichem Ausdrucke auf ihm hafteten.

„Paul, mein theurer junger Freund," sagte Waller mit tiefer Bewegung, indem er Paul's Hand ergriff und mit ihm bis in die Mitte des Gemaches vorschritt, „der Herr hat Ihnen viel genommen, hat Ihnen Manches versagt, aber viel hat er Ihnen auch erhalten und gegeben! Blicken Sie hinüber, und Ihr Herz wird Ihnen sagen, wer es ist, der sich danach sehnt, Sie in die Arme zu schließen!"

Todtenstille trat in den beiden Gemächern ein; alle Augen hingen an Paul, der regungslos auf derselben Stelle stehen geblieben war.

Nach den bitteren Täuschungen, die er bereits erfahren, schien es, als ob sich eine Eisrinde um seine Brust gelegt habe, und mehr um eine hei-

lige, ihm gleichsam aufgedrungene Pflicht zu erfüllen, als daß er von freundlichen Hoffnungen beseelt gewesen wäre, war er den wohlwollenden Freunden zu seiner jungen Schwester gefolgt.

Ernst und ruhig betrachtete er das liebliche Kind, dessen holde Züge den höchsten Grad von ängstlicher Spannung verriethen. Er fürchtete sich, näher zu treten, denn ihm war es, als hätte es nicht anders sein können, als hätte auch hier der schwer geprüfte Fremdling zurückgestoßen und verleugnet werden müssen, und dennoch zog es ihn wieder so mächtig zu der kleinen, kranken Schwester hin, daß er kaum noch seine äußere Ruhe zu bewahren vermochte.

„Paul, lieber Bruder, komm doch zu mir, daß ich Dich küsse!" ertönte jetzt Lieschen's kindliche Stimme durch das stille Gemach, und in der Meinung, daß ihr Bruder nichts von ihr wissen wolle, breitete sie ihm die Arme entgegen, während sie vergeblich die hervorquellenden Thränen zurückzudrängen suchte.

Da war es, als ob eine unsichtbare, warme Hand sich segnend auf Paul's Herz gelegt und die kalte Eisrinde geschmolzen habe, und zum ersten Male seit seiner treuen Jessie Tode befeuchteten sich seine Augen wieder. Er sprach kein

Wort, aber festen Schrittes trat er vor Lieschen hin, und vor ihr auf die Kniee sinkend, schloß er die zarte, schmächtige Gestalt in seine Arme.

„Lieschen, mein armes, mein einziges Schwesterchen!“ murmelte er kaum verständlich, als er sich von den kleinen Armen innig umschlungen fühlte, und dann erstickte verhaltenes Schluchzen seine Stimme. —

Manche Thräne war in letzter Zeit im Kreise der in den beiden Gemächern Versammelten geflossen, manche Thräne, emporgestiegen aus schmerzlich bewegter Brust. Die Thränen aber, die an diesem Abend geweint wurden, die waren Kinder der reinsten Freude, des innigsten Entzückens. Mochte sich auch hier und da tiefe Wehmuth zu der Freude gesellen, die Thränen, welche der Erinnerung an längst Verstorbene galten, sie waren nicht herbe und schmerzhaft, denn lindernd vermischten sich mit denselben süße Hoffnungen und innerer Friede.

Selbst der Doctor, der in seinem Eifer dem Missionär bis in die Krankenstube hinein nachgefolgt war, bemühte sich vergeblich, durch heftiges Schnauben und Reiben mit den Knöcheln seiner Daumen die beiden Tabakskörnchen zu entfernen, die, merkwürdig genug, zugleich in

seine beiden Augen geflogen waren und dort eine so außerordentliche Wirkung ausübten, daß ihm das helle Wasser über die Wangen rann.

„Komm," sagte Waller mit einem Blicke tiefer Rührung auf das Geschwisterpaar, indem er Marie die Hand reichte, „lassen wir sie allein; es ist eine heilige Stunde für sie, die nicht ohne segensreichen Einfluß auf ihr ganzes Leben bleiben wird."

Zögernd und mit einem gewissen Widerstreben trennte sich Marie von der ergreifenden Scene.

Als sie neben den Doctor hintraten, drückten die beiden Männer sich gegenseitig die Hand.

„Er wird wieder zu frischem Leben erwachen," flüsterte der Doctor mit entschiedenem Kopfnicken.

„Das walte Gott!" versetzte Waller inbrünstig, und geräuschlos schlichen sie in das angrenzende Gemach.

In der Thür blieb der Doctor zu Waller's Ueberraschung plötzlich mit einer heftigen Bewegung stehen, und als ob ein furchtbares Gespenst vor ihm aufgetaucht wäre, starrte er mit dem Ausdrucke des Entsetzens in das Gemach hinein.

Seine Blicke waren auf Renate und seinen Neffen gefallen, die Hand in Hand etwas abseits

standen und die Annäherung des Missionärs und des Doctors ganz überhört hatten, bei deren unerwartetem Erscheinen aber verwirrt einen Schritt von einander zurückwichen.

„Alles verloren," murmelte der Doctor endlich, als er Renate mit holder Verschämtheit auf sich zuschreiten sah, „Alles verloren, trotz meiner gewissenhaften Pflichterfüllung, trotz meiner ernsten und wohlgemeinten Warnungen!"

„Herr Doctor," sagte Renate jetzt, und eine liebliche Verwirrung verschönte noch die anmuthige Erscheinung, „zürnen Sie uns nicht, entziehen Sie uns Ihre Liebe nicht, ich will thun, was in meinen Kräften steht, Ihren braven Heinrich glücklich zu machen."

„Und Du selbst warst ja der Erste, der uns unsere gegenseitige Neigung verrieth," fügte Heinrich hinzu, indem er seines Onkels Hand ergriff und herzlich drückte.

Der Doctor schwieg noch immer. Wie ein Schlaftrunkener duldete er, daß Heinrich ihn weiter in das Gemach hineinzog und Renate ihn mit süßen Schmeichelworten bat, sie nicht zu verstoßen um ihrer Liebe willen. Er achtete nicht darauf, daß Waller und Marie, den ganzen Verlauf der Dinge errathend, sich bis hinter die

dichten Vorhänge zurückzogen, von wo aus ihnen eine schmale Aussicht in das Nebengemach auf die beiden Geschwister offen stand. Er achtete auf nichts mehr; seine Gedanken wirbelten wild durcheinander. Aeußerlich war er zwar „der ruhigste Mensch von der Welt," in seinem Innern aber tobte ein Vulkan; denn das Schrecklichste war geschehen, eingetroffen das, was er in seiner Besorgniß um das Lebensglück der beiden jungen Leute mit so viel Ueberlegung zu hintertreiben gesucht hatte.

Der arme, gute Docter! Er fühlte sich so geknickt, so vollständig niedergeschmettert, daß er sogar die seiner Haarpyramide gebührende Pflege vergaß, und als der vernachlässigte Thurm erst aus einander sank, da erschien er mindestens einen halben Kopf kleiner, gerade als ob die letzten Minuten ein Vierteljahrhundert gewesen wären und die Last der Jahre ihn dem Grabe zu gebeugt hätte.

Ja, sehr geknickt war der gute Doctor, und hätte er nur den Muth besessen, seinen Stock an die Lippen zu führen, um seine Gefühle in Form eines kunstgerechten Accordes in die Welt hinaus zu senden, dann würde es gewiß wie ein

herzzerreißendes Klagelied oder wie ein erschütternder Trauermarsch geklungen haben.

Und dazu fügte es noch ein grausames Geschick, daß Keiner von allen denen, die in seiner Nähe weilten, auch nur die geringste Spur von Mitgefühl oder Bedauern an den Tag legte; denn schwamm Heinrich's ganzes Gesicht gleichsam in lauter Triumph und Entzücken, so lagerte um Renatens frische, halb geöffnete Lippen ein leiser Zug neckischer Freude, der sehr wenig zu des guten Doctors Stimmung paßte, am allerwenigsten aber auf eine Aehnlichkeit der Ansichten deutete.

Sogar Waller, sonst doch ein frommer, gottesfürchtiger Mann, vergaß sich so sehr, daß er beim Hinblicke auf des guten Doctors gebeugte Gestalt höchst unchristlich mit dem Kopfe nickte, als ob er an der seltsamen Scene ein so recht inniges Wohlgefallen finde und seinem verehrten Freunde den fürchterlichen Kummer so recht von Herzen gönne. Er entblödete sich sogar nicht, seine Braut, seine liebe, treue Marie, deren Aufmerksamkeit jetzt zwischen den Geschwistern und dem Doctor getheilt war, leise anzustoßen und ihr lächelnd zuzuflüstern: „Gott

segne die treuen Herzen, die er für einander schuf."

Und Marie lächelte ebenfalls und drückte Waller's Hand, zum Beweise, daß sie ganz genau eben so denke, und als Marie lächelte, da schienen die Engel in den Medaillons nur noch mit Mühe einen lauten Ausbruch ihrer Schadenfreude zurückzuhalten, und gewiß hätten sie vor Uebermuth dem Doctor alle ihnen zu Gebote stehenden Blumen sammt den zwischen denselben versteckten Posaunen an den Kopf geworfen, wenn dieselben eben nicht gemalt gewesen wären.

Der arme Doctor! Alles hatte sich gegen ihn verschworen, nirgends eine fühlende Seele, die auf seine Seite getreten wäre oder auch nur ein Wort des Trostes für ihn gehabt hätte, für ihn, der es doch so gut mit allen Menschen meinte!

O, wie die pausbackigen Engel lachten, die ehrwürdigen Herren und Damen aus ihren vergoldeten Barock-Rahmen so gespannt zu ihm hinüberschauten, die Schäfer und Schäferinnen auf dem Kamingesims so lustig tanzten und die wilden Thiere so merkwürdig zahm aussahen! Wie verführerisch aber vor Allem erklangen Renatens und Heinrich's Stimmen, indem sie dem guten Doctor eifrig auseinander setzten, daß sie füglich

nicht mehr von einander lassen könnten! O, das war genug, um die allerfestesten Grundsätze zu erschüttern, einen Cannibalen in eine sanfte Taube oder vielmehr in „den ruhigsten Menschen der Welt" umzuwandeln.

Auch in dem Doctor ging eine Veränderung vor sich, eine sehr große Veränderung, und er deutete es an, indem er zu Aller Beruhigung in seine liebe Gewohnheit verfiel und mit einigen gewandten Griffen seiner geknickten Haarpyramide ihren alten, herausfordernden Charakter wiedergab. Dann schritt er einige Mal auf und ab, seine Züge wurden dabei heiterer und wohlwollender, als er aber nach Stock und Hut griff, ersteren indessen schnell noch einmal an die Lippen legte, wie um durch einen stillen Accord anzuzeigen, daß er nunmehr mit sich im Klaren sei, da wußten Alle, daß von seinem Zorne nichts mehr zu fürchten sei.

„Heinrich," sagte er ernst und feierlich, „Deine Tante verdiente wohl, daß man auch ihr Urtheil zu Rathe zöge; denn sie ist in allen Dingen eine ganz exemplarische Frau. Ich werde mich daher schnell zu ihr begeben und ein gutes Wort für Dich einlegen."

So sprechend, eilte er, ohne weiter Abschied zu nehmen, davon.

Niemand wunderte sich darüber; man kannte ja zu genau seine Sonderbarkeiten, und eben so genau kannte man im voraus das Urtheil, welches die Tante fällen würde.

---

## 8.
## Schluß.

Ein Jahr ist dahingegangen; ein Jahr mit seinen Freuden und Leiden, mit seinen Belohnungen und Strafgerichten; ein Jahr, reich an den gewöhnlichen Wechselfällen des Lebens, die in der Oeffentlichkeit die Gemüther nur kurze Zeit beiläufig beschäftigen und dann der Vergessenheit anheimfallen, den Betheiligten und Betroffenen dagegen bis an das Ende ihrer Tage unvergeßlich bleiben, weil durch dieselben eben ihr ganzes Geschick, sei es nun im Guten oder Bösen, in entscheidender Weise beeinflußt wurde.

Ein Jahr ist dahingegangen, und kaum noch erwähnt man hier und dort des wunderbaren Auftauchens der Geschwister des Grafen Hannibal; geschieht dies aber, so vergißt man in der Regel

nicht, der großen Bereitwilligkeit anerkennend zu gedenken, mit welcher die beiden erstgeborenen Kinder ihren jüngeren Geschwistern nicht nur alle Rechte einräumten, die sich an ihre Geburt knüpften, sondern auch das ihnen gebührende Erbtheil ihrer Großtante an sie abtraten, unbekümmert darum, daß ihre eigenen Vermögensverhältnisse dadurch erschüttert wurden.

Von der Gräfin Clotilde spricht man bei solchen Gelegenheiten mit aufrichtigem Bedauern, und von ganzem Herzen hätte man ihr gegönnt, daß es ihr beschieden gewesen wäre, noch recht, recht lange sich ihrer jungen Geschwister zu erfreuen.

Die Vorsehung hatte es indessen anders beschlossen; die heftigen Gemüthsbewegungen, die natürliche Folge des urplötzlichen, nie geahnten Zusammentreffens mit zwei so nahen Verwandten, den theuren Kindern ihres eigenen dahingeschiedenen Vaters, waren zu viel für die zarte Gesundheit der Gräfin gewesen. Ein heftiges Gallenfieber hatte sie schon am ersten Tage nach ihrem Besuche beim Doctor Bergmann auf das Krankenlager geworfen, und ihr Zustand nahm bald einen so bedenklichen Charakter an, daß, trotz ihres innigen Sehnens, sie sich mit eigen=

thümlichem Lächeln dafür entschied, ihre Geschwister nicht vor sich zu lassen.

Sie starb, ohne dieselben wiedergesehen zu haben.

Graf Hannibal beeilte sich, seinen tiefen Schmerz um den Verlust der Schwester durch ein sehr glänzendes Leichenbegängniß zu bekunden, um so mehr, da die Theure durch ein vielbeklagtes Scheiden aus dem irdischen Jammerthale ihm das Ordnen seiner Vermögensverhältnisse sehr erleichtert hatte.

Trotz der unvorhergesehenen Hülfe würde er aber immer noch nicht im Stande gewesen sein, in gewohnter Weise fortzuleben, wenn er nicht selbst noch ganz besonders mit lobenswerther Selbstverläugnung für seine Zukunft gesorgt hätte. Nicht vergebens sagte er damals, als er in Gesellschaft seiner Schwester des Doctors Haus verließ: „Ich habe einen Plan, der gewiß nicht fehlschlägt!"

Und sein Plan schlug wirklich nicht fehl, denn noch keine drei Wochen waren nach jenem kühnen Ausspruche verstrichen, da verkündeten der Geheime Commissionsrath Friesel nebst Frau Gemahlin Freunden und Bekannten höchst pomp-

haft die Verlobung ihres einzigen Kindes mit dem Herrn Grafen Hannibal von Störberg.

An der Gräfin Clotilde ging dieser Kelch der Mesalliance schmerzlos vorüber. Sie war bereits todt, ein harter Schlag für die Frau Geheimräthin, die für ihr Leben gern eine Hochzeit ausgerichtet hätte, die eines Fürsten würdig gewesen wäre, und zu warten, bis das Trauerjahr zu Ende, das entsprach eben so wenig der Neigung der hochbeglückten Eltern, wie der lieben, ungeduldigen Kinder.

Man begnügte sich daher mit einer verhältnißmäßig stillen Feier, was in so weit nicht ohne Vortheil, als man sich ganz allmählich und ohne hier oder da zu verstoßen in die neue Lage der Dinge hineinleben konnte.

Im Allgemeinen gewöhnte man sich viel leichter an die neue Ordnung, als man erwartet hatte. Die junge Frau benahm sich in der ersten Minute nach der Trauung, als ob sie dem stolzesten Adelsgeschlechte entsprossen wäre; Graf Hannibal wendete sich mit wahrhaft kindlichem Vertrauen an seine Schwiegereltern, wenn es galt, seine Finanzen etwas zu ordnen; der Herr Geheimrath, wenn er auf der Börse, die beiden Daumen in die Westenärmel geklemmt und die

Brust weit herausgedrückt, einem vertrauten Freunde begegnete, erklärte schmunzelnd und mit den Augen zwinkernd, daß ein gräflicher Schwiegersohn ein sehr kostspieliges Vergnügen sei, und die Frau Geheime Commissionsräthin endlich selber, die waltete Tag und Nacht unermüdlich und mit weiser Umsicht in ihrem Hause, um demselben baldmöglichst einen ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechenden Charakter zu verleihen.

Es wurde gebaut, tapezirt und vergoldet; Wagen, Pferde, Geschirre und Kutscher wurden erneuert; statt des früher in Schwarz gekleideten Dieners standen ihr nunmehr stets zwei Lakaien mit rothen Westen, silbergestickten, hellblauen Leibröcken — sie schwärmte für zartes Hellblau und Weiß — und großen, silbernen Knöpfen mit unentzifferbar verschlungenen Buchstaben zu Gebote, und auf fast allen Tischen erblickte man Bücher und Bilderwerke, die sich vorzugsweise auf Heraldik bezogen und seit ihrer nahen Verbindung mit einer gräflichen Familie ihre Lieblingslecture bildeten.

Auch in dem Benehmen ihrer Untergebenen machte sich eine größere Unterwürfigkeit geltend, und gewandter und geräuschloser in ihren Be=

wegungen waren sie durch die strenge Zucht geworden, so daß man sie mit unsichtbaren dienenden Geistern hätte vergleichen mögen. Im Grunde aber war die Frau Geheimräthin ihren Leuten sehr gewogen, und hatte sie wirklich einmal Ursache, unzufrieden mit deren Leistungen zu sein, so bot sich ihr dafür um so häufiger die Gelegenheit, sich über deren Anhänglichkeit und schnelles Begriffsvermögen zu freuen.

Sie erlauschte nämlich hin und wieder — das Lauschen wurde nicht etwa durch Mißtrauen bedingt — daß man sie hinter ihrem Rücken gewöhnlich „Gräfin-Mutter" nannte. Sie war indessen verständig genug, sich zu stellen, als ob sie nichts gehört habe; doch konnte sie nicht umhin, durch einige Theaterbillets und angebrochene Flaschen die ihr bewiesene Anhänglichkeit zu lohnen — eine gewisse Herzensgüte hatte ja schon immer in ihrem Charakter vorgewaltet.

So gingen diesen beiden Familien die Tage in Frieden und Eintracht dahin; selbst von der Indiscretion des Herrn Seim und der Marquise hatte Graf Hannibal nichts mehr zu fürchten, weil dieselben beim Auskramen alter Geschichten vor allen Dingen sich selbst in große Unannehmlichkeiten verwickelt hätten.

Herr Seim bekleidete übrigens nicht mehr den Posten eines Waisenvaters.

Sein Scheiden aus einer Stellung, in welcher es ihm vergönnt gewesen, nach allen Richtungen hin segensreich zu wirken, betrübte ihn tief, doppelt tief, weil dieses Scheiden von anderen, seine Gefühle so schwer, so unheilbar verletzenden Umständen begleitet gewesen.

Die Gönner und Gönnerinnen seiner Anstalt hatten sich nämlich bewogen gefunden, seine Bücher einer genaueren Revision zu unterwerfen. Das Resultat dieser Revision war, daß man Herrn Seim mit dürren Worten seiner ferneren Pflichten entband und namentlich darauf hinwies, daß man sich, nur um Aufsehen zu vermeiden, mit einer einfachen Entlassung begnüge und daher auch manchen geheimnißvollen Vorgängen nicht auf den Grund gehen wolle.

Man schob sich eben selbst die Schuld zu, weil man im Verschenken des ungebundensten Vertrauens zu unvorsichtig zu Werke gegangen.

Diese Verhandlungen waren, mit Rücksicht auf die übrigen Insassen der Anstalt, vorzugsweise auf die Pflegebefohlenen selbst, an einem dritten Orte geführt worden und nahmen einen ganzen Nachmittag und Abend in Anspruch. Herr Seim

verließ seine milden und nachsichtigen Richter mit sittlicher Entrüstung; er hatte es verschmäht, sich zu rechtfertigen, und mit christlicher Geduld und Ergebung Alles über sich ergehen lassen. Er fühlte sich noch immer gekräftigt durch den Wahlspruch: daß es besser sei, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun.

Als Herr Seim auf die Straße hinaustrat, thronte, trotz der ihn umgebenden Dunkelheit, wieder das biedere, rechtschaffene Lächeln auf seinen Zügen. Er schnippte mit dem Daumen und Mittelfinger seiner rechten Hand, daß es laut schallte.

„Ein paar Jährchen hätte ich's wohl noch mit angesehen," sprach er zufrieden vor sich hin, indem er in Gedanken seine kleinen Ersparnisse zusammenzählte; „ich werde indessen auch wohl ohne dies durchkommen." Und leichten Schrittes eilte er durch die Straßen.

Liebenswürdig, wie immer, begrüßte er die Unterbeamten seiner Anstalt, die nunmehr in ihm ihren Vater verlieren sollten. Die Leute dankten ihm freundlich wie immer; aber nicht wie immer vermißte er an diesem verhängnißvollen Abende sein trautes Töchterlein, welches ihn sonst stets in holder, kindlicher Weise bei

seinem Eintritte bewillkommte. Sogar sein zärtlicher Ruf blieb unbeantwortet, und eine schwarze Ahnung beschlich ihn, als er nach gründlichem Durchsuchen seiner Wohnung statt des Kindes seines Herzens nur einen Brief von demselben vorfand.

Von den unheimlichsten Gefühlen ergriffen, öffnete er das Schreiben. Dasselbe war kurz und in den zärtlichsten Ausdrücken abgefaßt.

Nur um sich selbst und dem besten aller Väter den schweren Abschied zu ersparen, hatte die gute Tochter diesen Weg zur Aeußerung ihrer Gefühle gewählt. Lange hatte sie geschwankt zwischen dem Vater und dem Geliebten, um sich endlich mit blutendem Herzen für Letzteren zu entscheiden.

Sie war mit einem blondlockigen Handlungsdiener nach einer nicht genauer bezeichneten Hafenstadt gereist, um sich schon am folgenden Tage zur Reise nach Amerika einzuschiffen. Ein Verfolgen und Einholen war also nicht mehr möglich.

Die treue Tochter beschwor ihren Vater, ihr nicht zu zürnen oder um sie zu sorgen; sie eile ihrem Glücke entgegen, welches auf alle Fälle gesichert sei, indem sie verständig genug gewesen, das Ersparniß ihres Vaters schon jetzt als ihr Eigenthum zu betrachten und mit fortzunehmen.

Der Brief schloß mit einem innigen Segenswunsche für das Wohlergehen des Theuren, und mehrere große, runde Flecken, die stellenweise die Schrift unleserlich machten, bekundeten, daß entweder recht heiße Thränen oder auch einige Tropfen aus einem Glase Wasser auf das geduldige Papier herabgesunken war.

Bei dieser furchtbaren Entdeckung war Herr Seim wie vernichtet; doch behielt er Geistesgegenwart genug, äußerlich ruhig, Nachforschungen über die Flucht seines pflichtvergessenen Kindes anzustellen, die indessen stets dasselbe Ergebniß lieferten, nämlich, daß sein kleines Ersparniß, wie er eine ganz erhebliche Geldsumme zu nennen beliebte, bis auf den letzten Pfennig verschwunden war und seine Tochter in Gesellschaft eines jungen Mannes und ihres Reisekoffers die Anstalt verlassen hatte.

Er befand sich in einer trostlosen Lage; Geld war ihm nicht mehr geblieben, als er gerade in der Tasche bei sich führte; vier Wochen Aufenthalt waren ihm nur noch in der Anstalt gestattet, und sich anderweitig seinen Lebensunterhalt zu erwerben, dazu fehlten ihm eben so wohl die Fähigkeiten, wie die entsprechenden Empfehlungen.

Zwar gesellte sich in seiner höchsten Noth

sein Töchterchen wieder zu ihm, sich ihm als reuige Sünderin zu Füßen werfend und der Treulosigkeit aller Männer, namentlich aber ihres blondlockigen Handlungsdieners fluchend, der seine holde Braut im Gasthofe abzuholen vergessen und nur mit ihrem Gelde versehen die Reise angetreten hatte; allein in seiner jetzigen Lage war selbst seine Tochter kein Trost für ihn.

Böse Zungen wollen sogar behaupten, daß es ihm viel tröstlicher gewesen wäre, hätte der junge Abenteurer das Geld mitzunehmen vergessen und dafür das theure Kind seines Herzens von seiner väterlichen Brust gerissen. —

Das traurige Ende von Herrn Seim's Vorsteher-Laufbahn war, daß er eines guten Tages sammt seiner Tochter in's Armenhaus wandern mußte, wenn nicht Beide verhungern wollten.

Herr Seim, obwohl tief gebeugt, hat indessen noch immer eine gewisse Biederkeit im Ausdrucke und eine seltene Anmuth in seinen Bewegungen beibehalten; auch eine hinreichende Anzahl weißer Halstücher sind aus dem Ruin gerettet worden, die ihm seine Tochter eigenhändig mit rührender Sorgfalt, wie in den guten, alten Zeiten, jeden Morgen anlegt. Im Uebrigen ist Letztere recht zanksüchtig geworden. Nur an Festtagen sieht

man sie noch zuweilen mit ihren tausend Löckchen einhergehen, offenbar mit der wenig lobenswerthen Absicht, ihren alten Vater so recht lebhaft an die Vergangenheit zu erinnern, so daß dieser sich dadurch veranlaßt fühlt, jedes Mal mit einem schweren Seufzer zu wiederholen: „Es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun."

Etwa ein halbes Jahr befanden Herr Seim und seine Tochter sich in ihrem neuen Asyl, als das Armenhaus seine Pforten einer unglücklichen, von frischen Blatternarben schrecklich entstellten Person öffnete, die durch ihr ganzes Auftreten Herrn Seim's größte Theilnahme erweckte. Er beschloß daher, Bekanntschaft mit ihr zu machen, und da stellte sich denn heraus, daß auch sie bessere Tage kennen gelernt hatte.

Unter dem Namen „Marquise" hatte sie ein großes Haus gemacht, bis endlich die Blattern sie heimsuchten. Während ihrer Krankheit waren ihre Verhältnisse immer zerrütteter geworden; diejenigen, denen sie ihr vollstes Vertrauen geschenkt, hatten sie schmählich hintergangen und verlassen, so daß ihr als letztes Rettungsmittel nur noch der Spieltisch blieb, der ihr früher so manche ansehnliche Summe zugeführt.

Nur zu bald erfuhr sie indessen, daß das Spiel

mit Leuten, die es gewerbsmäßig betreiben, ein anderes ist, als das Spiel mit leichtsinnigen und unerfahrenen Anbetern und Verehrern. Innerhalb kurzer Zeit waren ihre auf zweideutige Weise erworbenen Geldmittel bis auf den letzten Pfennig erschöpft, und sie schätzte sich glücklich, im Armenhause ein sorgenfreies Unterkommen zu finden.

Zwischen Herrn Seim, seiner Tochter und der Marquise bildete sich allmählich eine Art Freundschaftsbündniß, welches sich darauf begründete, daß beide Theile von unbekannter Seite her monatlich eine kleine Geldunterstützung bezogen, mittels deren sie sich einzelne Erleichterungen und Bequemlichkeiten zu verschaffen vermochten.

Ueber ihre Vergangenheit sprachen sie sich nur sehr vorsichtig aus; alle Drei hatten die triftigsten Gründe, eine unbedachtsam heraufbeschworene neue Untersuchung zu scheuen. —

Ein Jahr ist dahingegangen.

Renate und Heinrich Bergmann sind bereits seit einigen Monaten getraut. Der furchtbaren Gespenster, die der gute alte Doctor einst vor die Phantasie seines Neffen heraufbeschwor, ist nie wieder gedacht worden. Die beiden Gatten

sind wie eigens für einander geschaffen; sie genießen des Lebens Freuden, ohne derer zu vergessen, die vergeblich gegen die herben Schickungen des Lebens ankämpfen, und indem sie im Verein mit dem Doctor nach alter Weise die Noth und das Elend aufsuchen, um lindernd und tröstend einzuschreiten, bedauern sie oft, nicht noch reicher zu sein, ihren edlen Bestrebungen nicht einen noch viel weiteren Umfang geben zu können.

Doctor Bergmann ist seinen lieben Gewohnheiten treu geblieben; er pflegt seine Haarpyramide, bläst die stumme Flöte, verliert jede Woche mindestens ein Paar Handschuhe, nimmt als der „ruhigste Mensch von der Welt“ die wohlverdienten Strafpredigten von seiner exemplarischen und ordnungsliebenden Ehehälfte entgegen und bedauert nur, sich nicht verzehnfachen zu können, um im Stande zu sein, allen von seinen leidenden Mitmenschen an ihn gestellten Anforderungen so recht nach Herzenslust zu genügen.

Bei seinem Neffen und dessen lieblicher Gattin bringt er manches Stündchen zu, vorgeblich als Hausarzt, um die Gesundheit der beiden kerngesunden Leute zu überwachen, wogegen diese in ihm nur den theuren, hochverehrten Onkel be-

suchen und sich innig ergötzen an dem unerschütterlichen Eigensinne, mit welchem der heitere alte Herr darauf beharrt, daß Renate nur aus Anhänglichkeit an ihn selbst sich herbeigelassen habe, seinen Neffen zu heirathen. —

Ein Jahr ist dahingegangen.

Etwa zwei Meilen von der Stadt und kaum eine halbe Meile weit von Reichart's heimatlichem Dorfe entfernt, auf einem anmuthig gelegenen Pfarrhofe wohnt Waller, der frühere Missionär und jetzige Prediger, mit seiner treuen Marie. Sie, wie Renate einst voraussagte, das Muster einer schönen und edelherzigen Predigerfrau, er, wie Marie einst dem kranken Lieschen erzählte, ein Seelsorger, dem sich alle Menschen in Achtung und Verehrung zuneigen.

Als ob das Geschick sie für die langen, kummervollen Jahre in erhöhtem Maße hätte entschädigen wollen, war es ihnen vergönnt gewesen, in geringer Entfernung von Mariens elterlicher Hütte ihre dauernde Heimat zu begründen. Paul und Lieschen befinden sich bei ihnen, Beide genießend den gediegenen Unterricht ihres väterlichen Freundes, der mit unendlicher Liebe an den Geschwistern hängt und mit seiner treuen

Marie gleichsam wetteifert, sie für ihre später im Leben einzunehmende Stellung vorzubereiten.

Es ist eine überaus dankbare Aufgabe, welche die guten Predigerleute übernommen haben, denn mit Stolz beobachten Beide, wie ihre Schützlinge sich von Tag zu Tag geistig entwickeln und die schönsten, die edelsten Früchte für die Zukunft versprechen.

Doch wenn Lieschen lieblicher und holdseliger erblüht, so kommt in Paul's Gemüth allmählich eine gewisse Heiterkeit zum Durchbruch, die Waller einst auf ewig von dem jungen Manne geschieden meinte. Der stete Verkehr mit der holden Schwester, die mit unbeschreiblicher Liebe an ihrem Bruder hängt, das Zusammenleben mit Leuten, von denen er täglich die untrüglichsten Beweise ihres innigsten Wohlwollens empfängt und denen er selbst eine so hohe Dankbarkeit und Verehrung zollt, haben eine wunderbare Veränderung in ihm bewirkt. Er beginnt eben, sich glücklich zu fühlen; doch ist Waller nicht blind dafür, daß in der tiefsten Tiefe seines Herzens noch immer das Bild seiner verlorenen Jessie fortlebt und auch wohl schwerlich jemals durch ein anderes Bild verdrängt werden wird. Eben so entgeht es ihm nicht, daß sein alter

Freund, der Capitän, Recht behalten dürfte, indem derselbe behauptete, Paul würde auf alle Fälle noch einmal seine Bekanntschaft mit dem Salzwasser erneuern.

Die gelegentlich hervortretende Neigung Paul's zu seinem alten Berufe bekämpft er indessen nie, wenn er derselben auch nicht gerade Vorschub leistet. Er geht von der Ansicht aus, daß seine Vergangenheit ihn mindestens dazu berechtige, über seine Zukunft frei und unbeeinflußt entscheiden zu dürfen.

Mit Doctor Bergmann, mit Renaten und Heinrich halten die Bewohner des Predigerhauses einen regen Verkehr aufrecht, aus welchem ihnen viele angenehme Stunden entspringen. Aber auch der Büdner Reichart und dessen Gattin werden nicht vergessen, und namentlich ist es Lieschen, die zu Aller Freude mit der innigsten, unveränderlichsten Liebe an ihren treuen Pflegeeltern hängt.

Die guten Bauersleute sind hochbeglückt; sie hätten zwar ihr neues Lieschen am liebsten für immer bei sich behalten, allein sie sind doch nichts weniger, als unzufrieden mit dem Wechsel, der in ihres Lieblings Geschick stattgefunden. Lieschen aber raubt ihnen durch vielfachen Aufent-

halt in ihrem Hause das Gefühl gänzlicher Vereinsamung, in welche sie durch den Verlust der eigenen Tochter gestürzt wurden.

Das dankbare Kind hat sogar mit Mariens Hülfe das bekannte Kämmerchen ganz neu für sich eingerichtet und manche schöne Sachen in dasselbe geschafft, an welchen die Bäuerin sich gar nicht satt sehen kann; und nicht minder sinnig hat sie unter Waller's Leitung einen kostbaren Gedenkstein mit vergoldeter Inschrift auf das Grab ihrer kleinen todten Namensschwester setzen lassen.

Aber auch fortgenommen hat sie Einiges aus der friedlichen Hütte, und zwar lauter Gegenstände, deren Wahl auf's Neue ihren dankbaren Sinn bekundete, so daß die Bäuerin vor Rührung bitterlich weinte und sogar Reichart gezwungen war, sich abzuwenden und mit den derben Händen über seine Augen hinzufahren.

War es doch das Gypskaninchen mit dem beweglichen Kopfe und den rothen Ohren, welches sie als Erinnerungszeichen an die erste Nacht in jener Hütte erbat, und außerdem die beiden dickköpfigen grünen Gypspapageien, die auf dem Fußende des stattlichen Bettgesimses prangten.

Die Sachen aber hat sie in ihrem Stübchen

im Predigerhause so aufgestellt, daß sie dieselben von ihrem Bette aus genau beobachten kann; und oft, sehr oft, wenn sich des Abends der Schlummer auf ihre Augen senkt, deren letzter Blick jenen einfachen Andenken gegolten, schleichen sich diese mit in ihre Träume ein. Aber sie sind dann nicht mehr steif und starr, sondern lebendig und begabt mit eigenem Willen; denn lustig tanzen sie vor ihr auf der Bettdecke herum, die unbeholfenen Papageien, denen sich merkwürdiger Weise auch noch einige Daueräpfel zugesellen. Und das Kaninchen sitzt in der Mitte und schlägt mit den langen, rothen Ohren den Tact, gerade wie damals, als sie in dem Himmelbette von ihrer Erstarrung zu neuem Leben erwacht war, daß sie vor Freude und Wonne laut auflachen muß. O, wie glücklich, wie namenlos glücklich ist Lieschen! —

Jahre sind dahingegangen.

Lieschen ist zur lieblichen Jungfrau erblüht, und der melancholische Ausdruck in Paul's Zügen hat sich in männlich sinnenden Ernst verwandelt.

Im Kreise der Menschen, die das Geschick in so seltsamer Weise zusammenführte, in ihrem Verkehr und in den Gefühlen, welche sie für

einander hegen, hat sich indessen nichts geändert.

Nur Paul's Aufenthalt im Predigerhause erleidet oft lange Unterbrechungen. Es geschieht dies, wenn er auf seinem Schiffe die Weltmeere durchpflügt.

Denjenigen, die mit unwandelbarer Liebe an ihm hängen, ist es sehr, sehr schwer geworden, sich mit dem Gedanken an die wiederholten, unabwendbaren Trennungen vertraut zu machen; denn befindet er sich in ihrer Mitte, so zeigt er nichts weniger als die rauhen Außenseiten und eigenthümlichen Neigungen eines Seemannes. Er ist stets der zärtlichste Bruder, der dankbarste Schüler, der aufrichtigste Freund und ein heiterer, lieber Gesellschafter.

Wenn aber fern seiner Heimat der entfesselte Orkan ihn mit rasender Wuth umtobt, die schwere Böe mit dumpfem Heulen das Meer tief aufwühlt und die Schaumkämme der unter einander ringenden Wogen über das Verdeck seines muthig stampfenden Schiffes hinsendet; wenn die Möven bange kreischen, der Albatroß schwerfällig gegen die heftige Luftströmung ankämpft, während der Donner die niedersausenden Feuersäulen krachend begleitet, die Masten in

ihren Lagen ächzen und stöhnen, die Wanten sich bis zum Zerspringen anspannen und auf seinen Commandoruf gewandte Matrosen das verschlungene Takelwerk flüchtig beleben; wenn in den tropischen Breiten unter nächtlich erleuchtetem Himmel die Segel schlaff und unthätig gegen die Spieren klatschen und Paul, hart gebettet auf einer Bank des Quarterdecks, sinnend das strahlende Sternbild des südlichen Kreuzes betrachtet; wenn die Schwellungen des Meeres sich ebenmäßig heben und senken, der Steuermann verschlafen über das in seinen Händen befindliche Rad nickt, nur die kleinen, unter dem Spiegel auf beweglicher Flut rastenden Sturmvögel mit ihrem behaglichen Zwitschern die unendliche Stille und Einsamkeit des ewigen Oceans unterbrechen und spielende Delphine in weiter Ferne ihre phosphorisch leuchtenden Furchen ziehen; wenn vor seinen Augen die ihn umgebenden Gegenstände in einander verschwimmen, ein liebliches Himmelsbild sich zu ihm niederneigt und der laue Luftzug die dunkeln Locken von seinen Schläfen fächelt, als ob ein warmer Lebenshauch seine Stirn streife, weiche Lippen im Kusse die seinigen segnend berühren; wenn seine Brust sich

mit einem Gefühle der Sehnsucht erweitert, ein tiefer Seufzer sich derselben schmerzlich entringt und heimliche Thränen seine Blicke verschleiern, dann, ja, dann ist er wieder der Meerkönig. — —

Ende.



Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

image
not
available